

Michaelstr. 56/58
Schleiferei
artenglas
(er)
as sowie sämtliche
Preisen.

ller Blüte!

gung unserer

bestellung in
and der blü-
edensten Sor-
l zu treffen.

elkulturen
irkhof

Fussweg von
e).
ter Kreitz -

agen
vert u. gut.
Hammtor
3911.

ler
JUNIOR

Neuß,
Ruf 4775

zen

n
cht

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr 19 - Sonntag, 12. Mai 1935

Quirinus, Volksheiliger

einst und jetzt.

Von Kaplan Fritz Schorn.

Die heiligen vier Marschälle wurden ehemals im rheinischen Land vom christlichen Volk besonders verehrt, nämlich die Heiligen: Quirinus, Cornelius, Hubertus und Antonius. Als noch mehr ländliche Bevölkerung hier ansässig war, da übten diese Heiligen das Schutzpatronat über das lebendige Vermögen der Bauern aus; so galt St. Quirinus als Schutzpatron der Pferde, St. Cornelius als Patron des Hornviehes, St. Hubertus der Haustiere überhaupt, besonders der Hunde, St. Antonius wiederum der Haustiere, speziell der Schweine. Daß wirklich diese vier Heiligen im frühen und hohen Mittelalter tatsächlich hohe Verehrung genossen, beweisen die vielerorts ihnen geweihten Kirchen und Altäre, auch das öftere Vorkommen von Bildern und Statuen an den Plätzen, wo man sie besonders verehrte.

Eine jahrhundertlange Tradition ist der Verehrung des hl. Quirinus in Neufz zu eigen. Wann die Quirinusverehrung hier begonnen hat, dürfte bei der Dürftigkeit der uns erhaltenen Quellen schwer festzustellen sein; alle noch so scharfsinnigen Untersuchungen darüber krankten darin, daß sie zu sehr mit dem mysteriösen Rankenwerk der Legende verflochten sind; ebenso sind die Begründungen, warum gerade in Neufz St. Quirinus, der hier, noch ehe seine Reliquien hierher übertragen wurden, verehrt wurde, nicht stichhaltig; denn die schriftlichen Quellen gehen darin auseinander, und es kommen verschiedene Heilige mit dem Namen Quirinus vor, die in ihren Lebensbeschreibungen und Schutzpatronaten einander ähnlich sind.

Immerhin steht fest, daß laut einer Kaiserurkunde aus dem Jahre 1044, worin Kaiser Heinrich III. der in Neufz zu Ehren des hl. Quirinus errichteten Kirche einen Hof zu Boppard überträgt, in Neufz St. Quirinus verehrt wurde. Ja, man kann sagen, daß im Mittelalter von Neufz aus der eine Marschall St. Quirin, dessen Reliquien zu besitzen Neufz sich rühmte, am meisten bekannt und auch verehrt worden ist. Christian Wierstraat, der Stadtschreiber und Verfasser der Reimchronik über die Belagerung von Neufz durch Karl den Kühnen (1474-75) weihet sein Werk außer Christus und Maria, „der Kaiserin“, „dem heoghen marschalck sent Quirijn moes ouch 30 loeff myn rede syn“.

Die Neufzer rufen ihren Patron an; er soll ihr Vorstand, ihr Trost und Helfer, ihr Bannerträger sein, — so schreibt Christian Wierstraat. Die von der Belagerung schwer bedrängten Bürger tragen die Reliquien des hl. Quirinus an das besonders bedrohte Rheintor und flehen:

„O hymmelfurst! heer sent Quiryn, wyls uns bedruckten genedych syn!“

Man gelobte das Rheintor Quirinustor zu nennen und zwei Wachskerzen täglich beim Hochamt ihm zu Ehren zu brennen.

Und der Heilige half, so daß Wierstraat später in den jubelnden Dank ausbricht:

„Loff ind eer sy gaed in dem troin
ind Marien der maget schoin!
dem hogeloffden marschalck vrij
sent Quiryn dancken wy,
dat wir armen werden getroyt,
ind sus uyss groisser noit erloyt.“

Seitdem wurde in Neufz der Name „Marschall St. Quirin“ durch Wierstraats Reimchronik volkstümlich; die späteren Geschichtsschreiber wie Brandt, Streversdorff, Pfarrer Voetz wenden den Namen „Marschall“ öfters na.

Wie hoch aber der hl. Quirinus geschätzt und verehrt wurde auch in Friedenszeiten, geht aus einer uns noch erhaltenen Urkunde aus dem Jahre 1479 hervor, die jetzt im Stadtarchiv in Köln sich befindet. Der historische Hintergrund der Urkunde war, daß die Quirinusverehrung infolge der Rettung der Stadt Neufz im burgundischen Kriege, die Freund und Feind wesentlich der Fürbitte des hl. Quirinus zuschrieben, in der Neufzer und Kölner Gegend, ja am ganzen Niederrhein, mächtig gefördert wurde; dadurch sahen sich manche Kirchen und Klöster betr. der bei ihnen geübten Heiligenverehrung zurückgesetzt, und man wollte St. Quirin von Neufz als nicht zu den hochverehrten Marschällen gehörig aus der Volksverehrung verdrängen. Dagegen wendet sich in der Urkunde von 1479 Domdechant und Domkapitel von Köln und stellen darin fest, daß „der herrliche Heilige und selige Märtyrer Christi Quirinus bei uns und allen Rechtgläubigen Christi durch die ganze Kölner Diözese und Kirchenprovinz als einer von den vier Marschällen der Himmelsbürger, zugleich mit den drei anderen, den Heiligen Antonius, Cornelius und Hubertus genannt, gehalten und geachtet

worden ist. Die Urkunde bezeugt ferner, wie sehr das Domkapitel von Köln eintreten wollte für die Sache des hl. Quirinus, dessen Leib in unserer Nachbarstadt Neufz und dessen rechter Arm in der Benediktinerpropstei Millen ehrenvoll aufbewahrt werden und in gar vielen Wundern sich glänzend kundtun und von Pilgern aller Völker besucht werden.“

Einen schweren Schlag erhielt die Quirinusverehrung im Jahre 1585, als im Truchsessischen Krieg das Münster geplündert wurde mitsamt dem Reliquien-schrein des hl. Märtyrers. Die Gebeine wurden von den wütenden Kriegshorden in einen Brunnen geworfen; der fromme Bürger Fischer sammelte sie wiederum und gab sie der Aebtissin zurück, worüber eine Urkunde ebenfalls im Schrein vorliegt.

Das neue Kölner Brevier sagt dazu am Festtag des hl. Quirinus: „Von da an wurde der hl. Patron von Neufz mit noch größerem Vertrauen und größerer Andacht vom Volke verehrt.“ Die Volksverehrung erstreckte sich besonders auf die Anwendung des „Quirinuswassers“ bei allen möglichen Krankheiten, besonders auch bei Pferden, überhaupt bei Vieh. Der Küster Remradt berichtet uns um 1650 über die heilkräftige Anwendung des Quirinuswassers, ebenso Dechant Mandt aus Neufz um dieselbe Zeit; aus diesen Berichten geht hervor, daß das Quirinuswasser besonders angewendet wurde „wegen der Krankheit der Fistulen, so von St. Quirinus Gnaden und göttlicher Heimsuchung herkommt“. Es werden einfache Breiumschläge empfohlen, bei deren Zubereitung Quirinuswasser genommen werden muß. Aber

von dem Gebet, das zugleich verrichtet werden muß, wird erst recht Heilung erwartet.

Von wo das Quirinuswasser ursprünglich genommen wurde, ist heute nicht mehr sicher festzustellen. Wir haben heute die Gepflogenheit in Neufz, das „Quirinuswasser“ dem „Quirinusputz“ zu entnehmen, jenem Brunnen, darin im Truchsessischen Krieg die Reliquien sich befunden haben sollen; jedenfalls ist aber auch vor 1585 in Neufz schon es üblich gewesen, anscheinend schon im 12. Jahrhundert, Quirinuswasser zu segnen und anzuwenden. Aller hohe Besuch bekam im Münster Quirinuswasser zu trinken aus „sent Quiryns Kopp“, einem kostbaren Becher; so auch der Erzbischof Dietrich II. von Köln, als er am 17. Januar 1415 in Neufz anwesend war. (Abschrift der betr. Urkunde im Kopiar des Quirinusstiftes.)

Infolge der Aufklärungszeit, so meint Felten, wohl auch infolge der Auswirkungen der französischen Revolution und später erfolgten Säkularisation und damit verbundenen Aufhebung des Quirinusstiftes ist die Verehrung des hl. Quirinus leider sehr zurückgegangen. Wir haben zwar in unserer Zeit verschiedentlich glanzvolle „Quirinusjubiläen“ gefeiert unter starker Anteilnahme des Volkes; aber St. Quirin als Volksheiliger kommt nicht mehr die Bedeutung zu wie ehemals. Möge das diesjährige Quirinusfest wieder ein Auftakt sein zu neuer Begeisterung für die Verehrung unseres Stadtpatrons

„dat wir armen werden getroyt,

ind sus uyss groisser noit erloyt.“

[C. Wierstraat.]

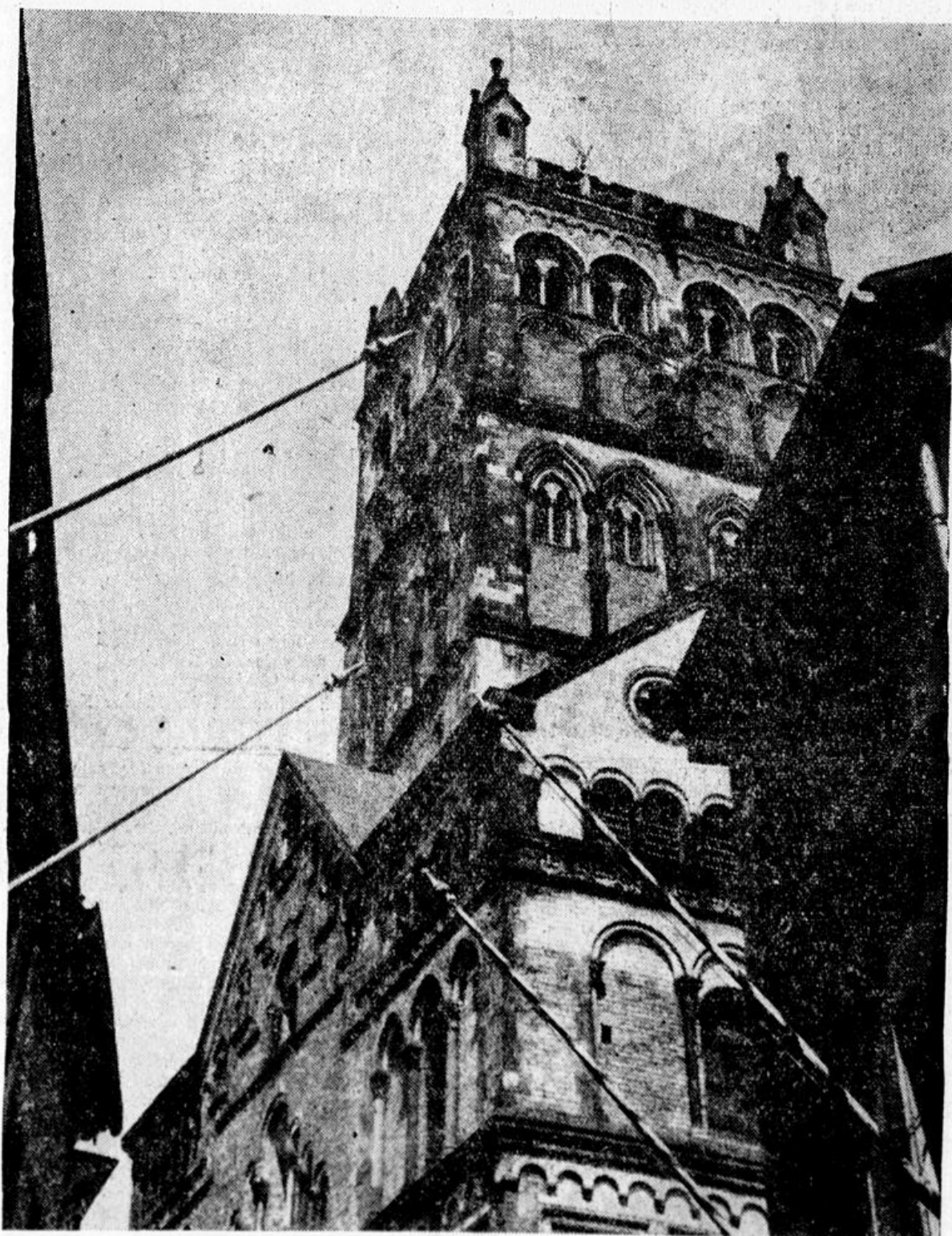


Foto: W. Pfeifer, Neufz

Neußer Münster - bleibendes Wahrzeichen

Wir bringen im Folgenden eine Abhandlung eines geborenen Neußers, ohne etwa kritisch zu dem Gefagten Stellung nehmen zu wollen oder zu können. Die Frühgeschichte der Neußer Quirinusverehrung, des Quirinusstiftes und der Münsterkirche ist so wenig erhellt, daß man nichts Abschließendes vorlegen kann; und es ist zu bezweifeln, daß es jemals vollkommen gelingen wird, Licht in dieses „historische Dunkel“ zu bringen.

Wie Köln von seinem Dom, so wird Neuß für alle Zeiten von seinem Quirinusmünster beherrscht bleiben. Die moderne Architektur mag noch so kunstvolle Bauten errichten, und die Industrie noch so gewaltige Werke schaffen, das Münster Wolbero's wird seinen Platz im Neußer Stadtbild behaupten. Und es wird auch keinen Neußer geben, der es dulden würde, daß sein Münster von einem anderen Monument aus seiner Stadtherrschenden Stellung verdrängt würde. St. Quirin ist jedem Neußer untastbares Heiligtum, man könnte schon sagen, ein Stüd seines Herzens. So war es durch 7 Jahrhunderte, und so wird es sein, solange in Neuß die Tugenden lebendig sind, die die Bürgererschaft von Neuß in ihrer ruhmvollen Vergangenheit auszeichneten.

Die Geschichte der Stadt Neuß ist engstens verknüpft mit der Verehrung des hl. Quirinus. Wie es in Neuß zur Quirinusverehrung kam, ist leider geschichtlich noch nicht erwiesen. Es wäre eine dankbare Aufgabe, die Spuren dieser für Neuß so hochwichtigen religiösen Angelegenheit durch die Jahrhunderte zu verfolgen. Konstantin Noenen, der bedeutende Neußer Altertumsforscher, will die Quirinusverehrung bis ins 4. Jahrhundert zurückführen. Im Römerlager Neuß wurde, wie auf allen römischen Militärlagerstätten, die Verehrung des Romulus, des zur Gottheit erhobenen Gründers der Stadt Rom, gepflegt. Romulus wurde später mit dem stadtrömischen heidnischen Gott Quirinus gleichgesetzt. Noenen vertritt nun die Ansicht, christliche Missionare hätten den Kult des unter Kaiser Hadrian um 130 n. Chr. in Rom gemarteten Tribunen Quirinus als christliches Gegengewicht gegen die heidnische Romulus-Quirinusverehrung in die Christengemeinde von Neuß eingeführt. Wenn die Verehrung des hl. Quirinus in der Folgezeit so starke Formen annahm, wenn St. Quirinus zum Patron von Neuß wurde, so wird das nicht zuletzt dem zuzuschreiben sein, daß die von so häufigen Kriegszügen heimgesuchten Neußer im 10. und 11. Jahrhundert, als Soldaten Quirinus einen geeigneten Helfer und Beschützer, aber auch einen würdigen Vertreter der von echt jobatistischem Geist besetzten Bürgererschaft erblickten.

Die Neußer Quirinusverehrung nimmt eigentlich erst geschichtliche Gestalt an mit Gründung eines Benediktinerinnenstiftes im 9. Jahrhundert, das Kloster und Kirche nach St. Quirinus benannte. Geyra, die Äbtissin dieses Stiftes, erhielt bei einer Romreise vom Papste Leo IX. aus dem eläbischen Hause von Dagsburg, die Reliquien des hl. Quirinus, die bis dahin in der Katakombe des Präterstans an der Appischen Straße geruht hatten, zum Geschenk. Am 30. April 1050 soll Geyra den kostbaren Schatz in feierlicher Prozession durch das Rheintor in die Stadt eingeführt haben.

Die Kirche des Quirinusstiftes, die von nun Grabeskirche des hl. Martyrers war, soll jetzt unser Interesse in Anspruch nehmen.

Kunsthistoriker wollen aus älteren Bauresten des heutigen Münsters schließen, daß die im 9. Jahrhundert mit dem Stift entstandene Kirche gegen Ende des 11. Jahrhunderts eine Erneuerung erfahren habe. Sicherer Zeuge über die Frühgeschichte des Münsters ist eine in die Wand des südlichen Seitenschiffes eingelassene Steinurkunde, wonach im Jahre 1209 ein Meister Wolbero, als Otto deutscher Kaiser, Adolf Erzbischof von Köln und Sophia Äbtissin des Quirinusstiftes war, am Tage des Martyrers Dionysius den Grundstein zu dieser Kirche legte. Mit 1209 müßte man also eine dritte Bauperiode der Quirinuskirche ansehen, aus der dann, wie eine Sage weiß, in vierzehnjähriger Arbeit das gegenwärtige Bauwerk in seinen wesentlichen Teilen hervorging. Das Münster Wolbero's ist etwas so gewaltiges und in der Baukunst Einzigartiges, daß man sich notwendig zu der Frage gedrängt fühlt, welche Motive wohl zur Errichtung

eines solchen Tempels maßgebend gewesen sind. Man wird wohl Wilhelm Ewald zustimmen müssen, wenn er für die Errichtung keine Nützlichkeitgründe, die sich etwa aus einer schweren Beschädigung der alten Münsterkirche bei der Einnahme der Stadt durch Philipp von Schwaben im Jahre 1205 ergeben könnten, nicht gelten lassen will. Man wird aber demselben Kunst- und Geschichtskenner gerne beipflichten, wenn er die Religiosität, die Gebetsdringlichkeit und den aufstrebenden Bürgerstimm im damaligen Neuß als die zum Bau der heutigen Münsterkirche treibenden Faktoren bezeichnet.

Auftraggeber des Münsterbaues waren natürlich die Nonnen des St. Quirinusstiftes. Diese gehörten dem Benediktinerorden an. Die Umwandlung ihres Klosters in ein weltliches Damenstift ist erst im 15. Jahrhundert erfolgt. Es wäre überaus reizvoll, zu untersuchen, ob nicht der religiöse Geist in der Neußer Benediktinerinnenabtei zu damaliger Zeit einen solchen Aufschwung erlebt hatte, daß er sich in dem gewaltigen Münster einen entsprechenden Ausdruck suchte. Folgende Momente könnte man vielleicht für diese Theorie ins Feld führen. Papst Leo IX. hatte durch Geyra sehr enge Beziehungen zum Neußer Quirinusstift. Leo IX. gehört aber zu jenen Päpsten, die durch die Heiligkeit ihres Lebens und ihrem Eifer für die Reform der Kirche — wie ein Zeitgenosse sagt — zu „etwem Licht für die Welt“ wurden. Geyra wird sicher in ihrer Abtei im Geiste dieses heiligen Vaters, dem besonders die Erneue-

Sei gegrüßt, du Glaubensheld!

Sei gegrüßt, du Glaubensheld,
Ruhmvoll in der Christenwelt,
Heiliger Quirinus!
Dich ja unsere Vaterstadt
Zum Patron erhalten hat,
Heiliger Quirinus!

Nimm dich doch, o Gottesmann,
Aller Neußer Kinder an,
Heiliger Quirinus!
Decke sie mit deinem Schild
In den Tagen angsterfüllt.
Heiliger Quirinus!

Laß uns deine Hülfe sehn,
Und verschmäh nicht unser Flehn,
Heiliger Quirinus!
In der Drangsal und Gefahr
Streite für uns immerdar,
Heiliger Quirinus!

Wenn der letzte Abend sinkt,
Uns zur Grabesruhe winkt, —
Heiliger Quirinus!
Dann führ uns an deiner Hand
In das ew'ge Vaterland.
Heiliger Quirinus!

Aus dem Quirinuslied der Neußer Kevelaerpilger.

zung des Klosterlebens am Herzen lag, gewaltet haben. Und wenn Leo 1049 jagar das Quirinusstift mit seinem Besuch beehrte, es mit reichen Privilegien versah und ihm überdies die Reliquien seines Patrons schenkte, so wird er sicher davon überzeugt gewesen sein, daß das Neußer Benediktinerinnenkloster sich seinem klösterlichen Reformwerk weitgehend angeschlossen hatte. Leo starb nun zwar schon 1054. Leos Reformbestrebungen wurden aber mit erhöhter Energie und großartigem Erfolg weitergetragen durch Papst Gregor VII., der als Mönch Hildebrand die von Glanz ausgehende Reform des benediktinischen Ordenslebens maßgebend beeinflusst hatte. Da der abtliche Geist der Glanztagener in den Klöthern Westdeutschlands bereitwillige Aufnahme fand, so dürfen wir annehmen, daß auch die Neußer Benediktinerinnen von der Aufhebung ihres Ordens nachhaltig erfaßt wurden. Von Gregor VII. ließe sich dann in Verfolgung benediktinischer Erneuerungsarbeit eine gerade Linie ziehen zur hl. Äbtissin Hildegard von Bingen, die als Heilige, Gelehrte und „größte Frau des Mittel-

alters“ das Klosterleben Deutschlands außerordentlich befruchtete. Soll ihr Einfluß, den man nicht hoch genug einschätzen kann, nicht auch die Nonnen ihres Ordens im Kloster zu Neuß mächtig ergriffen haben? Wenn man diese von Leo IX., Gregor VII. und Hildegard getragene religiös-abtliche Entwicklung des Benediktinerstums berücksichtigt, wird man unschwer verstehen, daß die Neußer Nonnen die heilige Kraft aufbrachten, ein Standbild, wie ihr Münster, in Auftrag zu geben an einen Meister, wie Wolbero, der in genialer Weise die religiösen Impulse seiner Mandantinnen in die unvergängliche Form seines Münsterbaues goß.

Die Quirinuskirche war aber nicht allein ein machtvolleres Bekenntnis des religiösen Sinnes ihrer Erbauerinnen und Güterinnen. Sie wurde sicher auch zu einem steinernen Bekenntnis des Glaubens der Bewohner von Neuß. Schon die vielen Kirchen und Klöster im engbegrenzten Stadtbezirk von Neuß erlauben einen Rückschluß auf die starke Religiosität seiner Bürger; denn Kirchen und Klöster bedürfen bei ihrer Errichtung, außer dem materiellen Raum, vor allem auch des Bodens in den Herzen der sie umgebenden Menschen. Wenn der Glaubensgeist der Neußer zu Anfang des 13. Jahrhunderts mächtig seine Schwingen hob, so ist das zu erklären aus der religiösen Hochstimmung, die damals die ganze Christenheit durchzog. Es war ja die Zeit, die noch im Banne eines hl. Bernhard von Clairvaux stand, die vom christlichen Mittertum beherrscht war, deren glaubensinnige Begeisterung sich nicht machte in den Kreuzzügen, die die Entstehung neuer Orden jah. Es war die Zeit, wo der junge, unvergleichliche Innozenz III. die päpstliche Tiara trug, wo die kirchliche Wissenschaft zu einem gewaltigen Höhenflug ausholte, wo die christliche Wahrheit eine Feuerprobe zu bestehen hatte im Kampf mit den Irrlehren der Katharer und Waldenser. Von Spanien her drang in die Christenheit die dominikanische Bewegung ein, und von Italien her die franziskanische, an denen sich die Herzen der Gläubigen heftig entzündeten. Heilige Frauen schritten durch Deutschlands Gänge, im Fleiß der hl. Hedwig, in Thüringen die hl. Elisabeth, und zogen die Menschen empor zum Gott der Liebe. Verleihen wir es, daß man sich in seiner Hochzeit des Glaubens nicht mit Kirchlein begnügte, daß man Dome baute, die nachfolgenden Geschlechtern finden sollten, was Menschen zu vollbringen vermögen, in denen das Übernatürliche, das Ewige das letzte Pfälzlein der Seele ausfüllt? Wenn nun in Neuß ein Münster entstand, das durch die Gewalt seiner Massen und die Kühnheit seiner Formen nach 700 Jahren noch die Menschen zur Bewunderung fortzieht, dann müssen wir eben wissen, daß in seine Quadern, in seine Säulen, Kapitäle und Bögen hineingearbeitet ist das himmelstrebende Denken und Fühlen einer glaubensbegeisterten Zeit, die keine Opfer scheute, die Geld und Gut hergab, um einen Tempel zu bauen, der der Größe und Allmacht Gottes würdig war.

Wilhelm Ewald ist es wieder, der darauf aufmerksam macht, daß die Zeit der Errichtung der Münsterkirche zusammenfällt mit der ersten großen Handelsblüte der Stadt. Die Schiffe der Neußer Handelsherren fuhren über den Rheinbann hinaus in die Nord- und Ostsee. Neuß wird eine ernsthafte Konkurrenz für die Handelsmetropole Köln. Es ist ganz klar, daß mit diesen Handelsverfolgen das Selbstbewußtsein der Neußer erwachen mußte. In Neuß reißt der Bürgerstimm heran. Man weiß sich als bedeutungsvolles Glied in der Reihe wichtiger Städte. Mit den Schiffen, die in die Ferne ziehen, weitet sich der Blick zum Weltbürgertum. Und alles, was da in Neuß groß wird, trägt religiöse Note. Die Verehrung des hl. Quirinus, in dem man das Symbol christlichen Startums erblickt, zu dem man mit grenzenlosem Vertrauen aufschaut, schwingt als deutlicher Unterton in allen weltlichen Unternehmungen der Neußer mit. Da, die Entwicklung der Stadt wird jagar direkt durch die Quirinusverehrung beeinflusst. Je weiter der Name Neuß als Handelsplatz in der Welt bekannt wird, um so mehr wächst auch der Ruf der Stadt als Ort der Quirinusverehrung. Und so wird Neuß berühmter Wallfahrtsplatz, zu dem Pilger aus verschiedenen Gegenden ihre Schritte lenken. Die Pilger brachten viel Geld nach Neuß, wodurch der Wohlstand der Stadt sich ganz bedeutend hob. So wird man verstehen, daß im Jahre 1209 die Frage des Baues einer neuen Quirinuskirche sehr großartig angefaßt wurde. Die Nonnen von St. Quirin handelten sicher nach der Mentalität des Neußer Bürgertums, wenn sie eine Kirche errichteten, die religiöses und bürgerliches Bekenntnis zugleich war.

Das neue Deutschland betrachtet es als hervorragende Aufgabe, Vaterland und Vaterbrauch zu pflegen. Das Goethemort: „Was du ererbst von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen“, bekommt neue Geltung. Das Neußer Vaterland und Vaterbrauch war, dafür ist klassischer Zeuge das Neußer Münster. Wenn zum St. Quirinusfest die Gloden über Stadt und Land beiehn, dann sollen sich die Neußer bewusst werden, daß ihre Vaterstadt durch den im Münster verkörperten Glaubensstarken Bürgerstimm das geworden ist, was sie in Vergangenheit war und in der Gegenwart bedeutet, und daß Neuß nur bei treuer Wahrung dieser beiden Güter: Religion und Bürgerstimm seine Eigenart und seine vorwärtsdrängende Kraft sich erhalten wird. Herr-Meister Wilhelm Marg.

St. Quirinus' Dom

Aus dem Kranz der Gottesburgen,
Die umklammern weit den Strom,
ragt hervor in edler Schöne
Wohl zu Neuß ein Wunderdom.

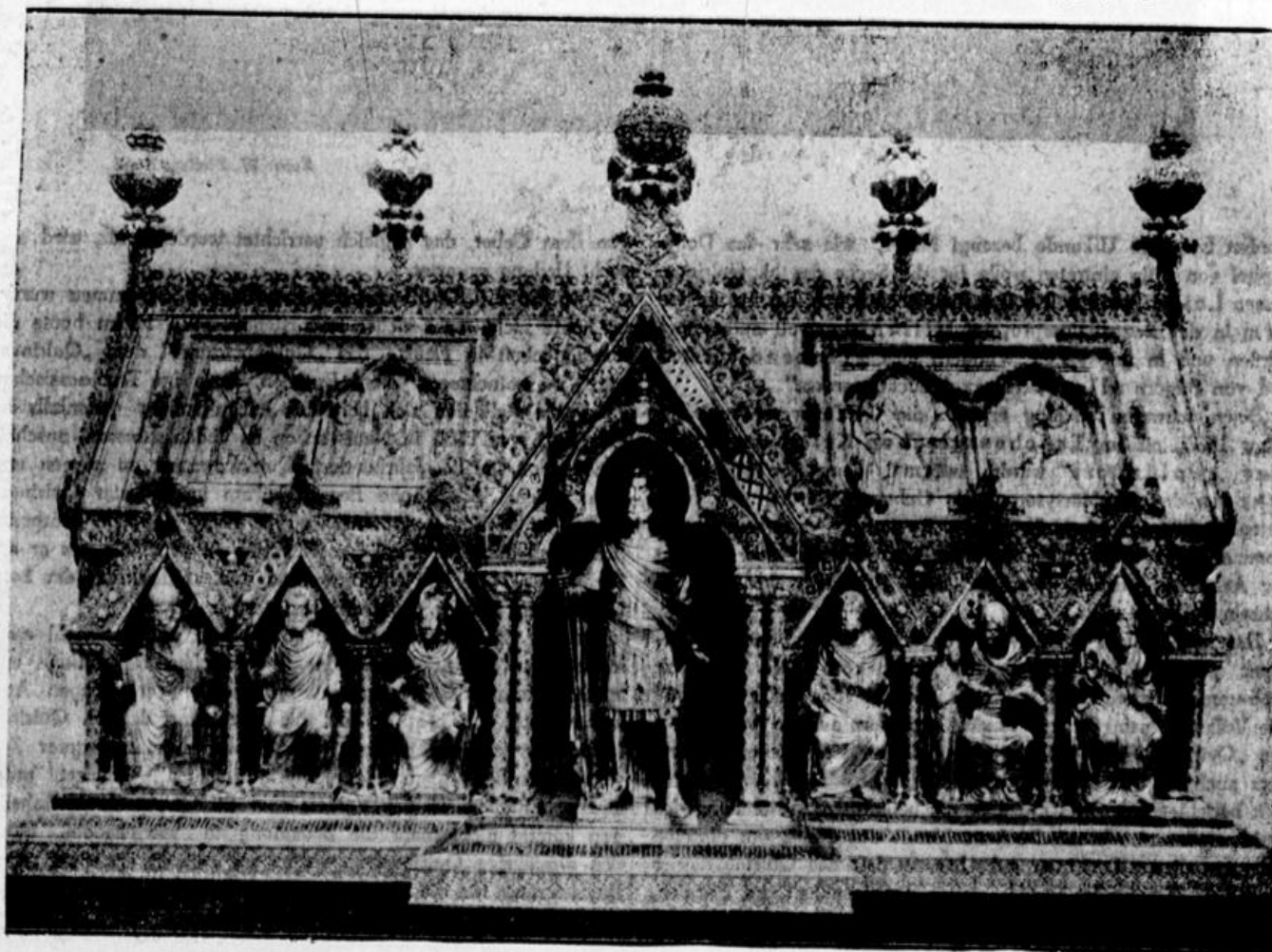
St. Quirin, dem Gottesstreiter,
Ist geweiht der Gnadenort;
Hier sein Lob und seine Ehre
Klingen durch die Zeiten fort.

Wie so stolz und mächtig ragen
Deine Säulen, Sanft Quirin,
Nist im Glanze deiner Formen
Einbild reiner Harmonien.

Nist ein Sinnbild auch des Starken,
Der mit seiner mächt'gen Hand
Von der Kuppel hohen Zinnen
Schirmt die Stadt, das rhein'sche Land.

Wie im Sturm und Drang der Zeiten
Deine Mauern wankten nicht,
So bist du ein hehres Zeichen
Glaubensvoller Zuversicht.

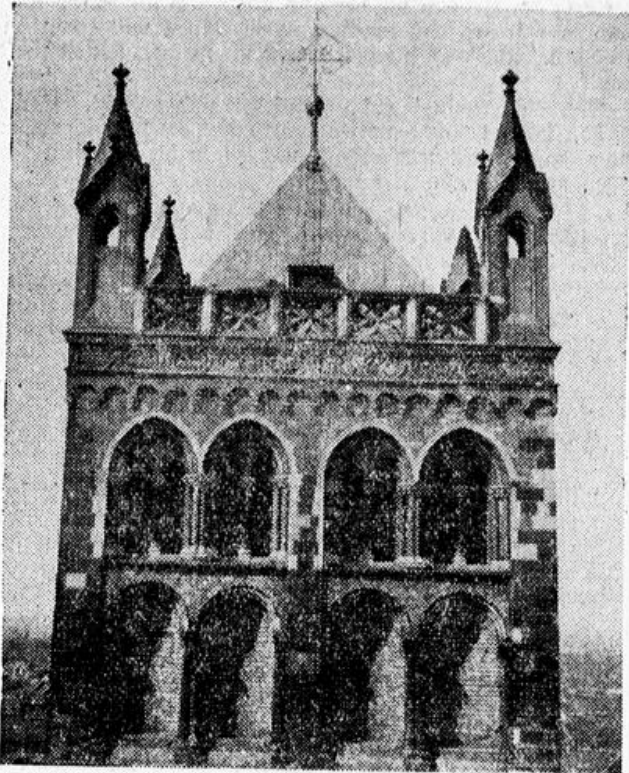
A. Goges



Der Quirinusstein.

H. J. W. 1909

Streifzug in Gängen und Höhen



Der Glöckenturm vom Quirinusturm aus gesehen.

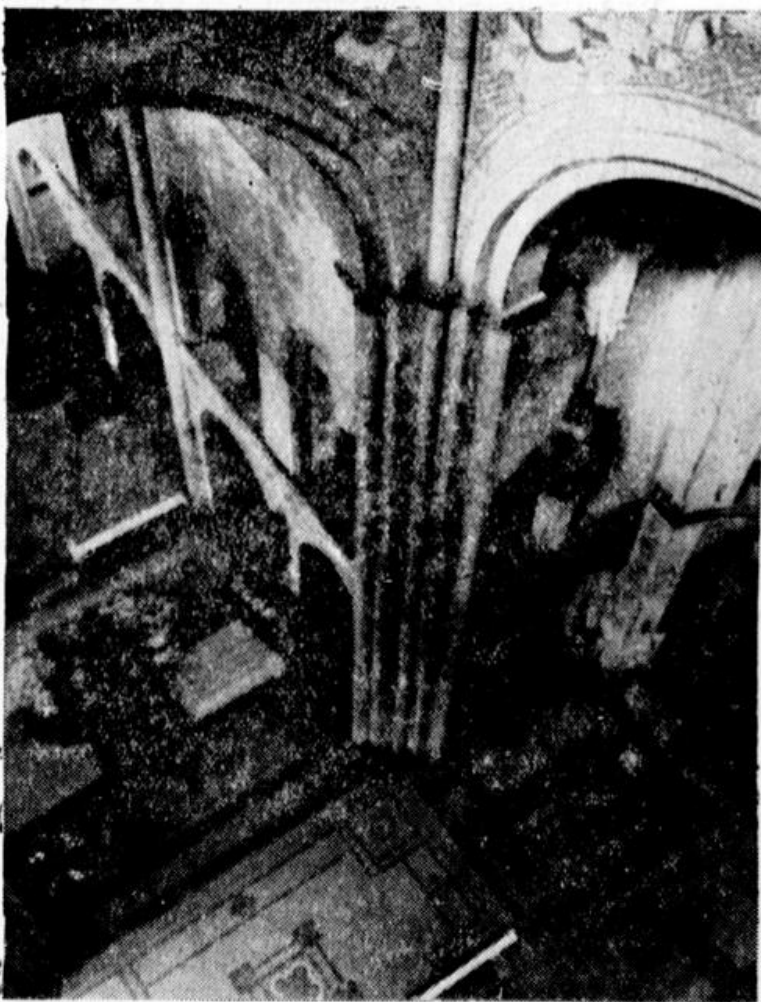
War das ein Glück, daß wir nicht gerade den Glöckenturm unseres Münsters insigierten, als mit einem Mal um die Mittagszeit das Sechsgeläute zu dröhnen begann, um die Festwoche des heiligen Stadtpatrons einzuläuten. Sonst hätten wir bestimmt einen Fluchtversuch unternehmen müssen. Denn die schwingenden Kolosse sind bei dieser Gelegenheit ziemlich unnahbar und sie hätten uns, nebenbei gesagt, die schönste Aufnahme „vergrüttern“ können.

Wir wollten uns also unser altes Münster etwas näher betrachten und dazu mußte uns ein freundlicher Mann oben im Chore rechts vom Hauptaltar eine verzierte Tür von einem großen Schloß befreien.

Ein kühler Wind kam über die ausgetretenen Stufen des Quirinusturmes — einst Stubbenturm genannt — gehuscht, strich vorbei, als ob ein Stillschreien schüchtern an uns entlang und fortgehuscht sei.

Von draußen sieht von Treppenvendung zu Treppenvendung genügend Sonne herein. Sie kann jedoch nicht weiter als bis zur graumattigen Wand des Ganges, denn die Fensteröffnungen, die einst noch ins Chor hineinschaute, sind zu Nischen vermauert, in denen man die Mäulen sieht, die einmal Fenster hielten. Dunkel wirds, und dann hell: wir stehen über der Zwerggalerie, in dem Ecktürmchen zwischen Chor- und Südkapell. Bis hierher verbaute man vor rund 200 Jahren den Mittelteil seiner Kirche, der Giebel und der tiefer gelegenen Galerie noch dazu, nachdem ein furchtbarer Brand — am 6. Februar 1741 — schon vorher gründliche Arbeit gemacht hatte. Da ragte aus der Kump und nichtslagend gewordenen, walm-dachgedeckten Absidenpartie des Domes einmal der achteitige Bierungsturm empor, der damals seine Kupferhaube mit dem Standbild des Patrons erhielt anstelle der großen sechseckigen Spitze, und einsam blieb bis in die letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts, die ihm die alte Pracht wieder-schenkten. Die Spuren des einstigen Abbruchs sind noch deutlich zu sehen.

Allmählich wird die „Lage“ für einen Fremdling dieser „Gegend“ verwidelter, bis daß man sich zurechtgedacht hat: von unten sieht die Sache bedeutend einfacher aus. Wir steigen dem Kreuzarm aufs Dach, d. h. aufs Gewölbe, nicht



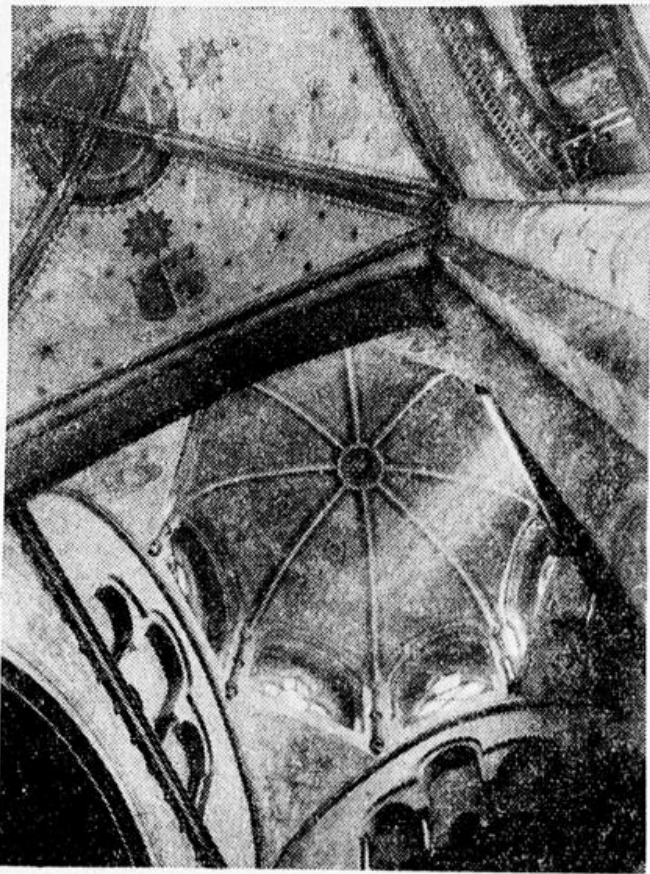
Wid aus dreißig Meter Höhe.

die uralten bröckeligen Steintrufen hinauf, die die Wand entlang emporführen, sondern auf einer Leiter, die vorrichtshalber und praktischer den Weg weist.

Neugierig, wie wir „beruflisch“ hier sein „dürfen“, ohne etwa befürchten zu müssen, daß wir mit dem Gewölbe auf die Kugel hinunter in die Bierung stürzen, werfen wir einen Blick durch das vermeintliche Guckloch mitten in dem Sonnen-gewölbe, eine winzige Öffnung, die vom Chor aus garnicht wahrzunehmen ist. Aus dieser 20-Meter-Höhe sehen wir den blumenbeladenen Kufos umhörbar dem Hochaltar zustreben, dessen Kuppeldach flachblau heraufblitzt.

Wie man sich hier oben gegen Brandgefahr, oder besser gesagt, gegen ausgedehnte Brandschäden zu schützen sucht, zeigen selbsttätig schlüpfende eiserne Türen, die z. B. das Dach-geschoß des Mittelchiffes abschließen. Dazu ziehen sich die Möhre der Wasserleitung von unten herauf durch den Bau, wo die Verschlässe an handlichen Stellen bereit sind.

Das Dachgebälde des Langhauses trägt die Spuren des Brandes vom März 1914. Es fehlte damals nicht viel, und der



Da oben unter den Kuppelsternen ist der Umgang.

Brand hätte auch auf den Stab übergegriffen. Mächtigstwer ruhen die Balken über dem Gewölbe, das wie hügeliges Ge-lände am Abend sich im Dunkel verliert.

Jetzt gehts höher als die gemalten weifbrauchschwingenden Engel über den Bierungsbogen schweben, eine Metterpartie, die sich eignete für eine Schornsteinfeger-Gesellenprüfung. Mit vieler Mühe haben wir eine Dreimeterleiter in die Ede an ein „Mannloch“ gepängt, — denn ein Mann paßt genau in den heilen Gang mit seinen bröckeligen Tritten hinein, der wirklich durch Dunkel zu einer lichten Höhe führt, nachdem der Stab der Jahrhunderte erklüftete Hölzerreize verursacht hat. Und dann stehen wir dreißig Meter hoch oben, unter den festam geformten Fenstern des Kuppelturmes, in einem vierzig Zentimeter „breiten“ Umgang mit ganz niedriger Brüstung, über den überlebensgroßen auf ihre Schrift gebeugten Evangelisten.

Da wächst vor uns aus der Tiefe empor in wuchtender Nacht das von hier oben wirklich majestätisch anzuwachende Innere des Domes. Hier meint man zu spüren, wie wohlgegründet der Turm des Heiligen Quirinus auf den gewaltigen Bierungspfeilern ruht, die für Ewigkeiten gebaut zu sein scheinen. Und dahinter die an diesem Frühlingsmorgen hell-dämmere-rige Halle des Gotteshauses mit den Arkaden, den Säulen und Bögen, in ihren klaren, wohlgefügten Linien. Ein Bild, das zu sehen, jedem Neugier vergönnt sein mußte!

Heber uns, in dem Schluß-stein des Bierungsgewölbes, die Hand Gottes. Es geht aber noch höher als diese...

In dem schmalen Umgang, wenige Zentimeter von der abgründigen Tiefe des Bau-werks, heißt es vorichtig zu der Stilentreppe lavieren, die von unten her so oft schon unieren Bild ansoz und es uns Jungens, die wir noch in der Schule waren, etwas un-behaglich zu Mute werden ließ bei dem Gedanken daran, daß wir etwa dort einmal hinauf-müßten.

In dem letzten engen Gang durch Wolberos Mauern riecht Steingries unter unieren Füßen weg und sogar einige alte vertrocknete Seiten unserer Heimatzeitung bewegt der Luftzug uns entgegen; wenige Schritte noch und wir stehen auf regelrechtem Bretterboden — zu Füßen des hl. Qui-rinus, der nun bald 200 Jahre hier oben treue Nacht hält und seine Fahne mit den neun An-geln im Winde „flattern“ läßt. Mehrere harte Eisenstangen

halten ihn an den Mittelbalken des Kuppelgebälts. Davon kann ihn auch der härteste Sturm so leicht nicht lösen.

Unten dehnt sich unsere Stadt behäbig und auffallend breit in die Weite. Die Grenzen verschwinden im Sonnen-glast, der nur undeutlich die weitere Heimat in der Ferne erkennen läßt. Unsere Stadt liegt so heiter da, in einer stillen, bescheidenen Heiterkeit, die ihr etwas patriarchalisches verleiht, — nur nicht auf der Seite, wo die Unrast der Werke und des Lebens ein anderes Lied singt und dem Geiste der Stadt andere Züge gibt.

Die Kuppelbede läßt die letzte Wiederherstellung er-fennen; so mögen die verschwundenen alten Bretter noch mehr „Namensverzeichnis“ getragen haben als die, die jetzt die Kuppel deden. Bekannte Namen aus der Stadt sind da ver-ewigt, aber auch Zeitgenossen aus Kassel oder Danzig; eine besondere Freude mögen sich eine große Anzahl von Gefellen gemacht haben, die Anno 1902 beim 50. Jubelfest des Neuer Geiellenvereins auf den Quirinusturm gestiegen sind und dort dieses freudige Ereignis eingehend vermerkt haben. Die „Mebel-fäter“ werden heute wohl noch erzählen können, ob sie damals im Jubelfestanzug durch das Gemäuer gekrochen sind oder wann und weshalb sie eigentlich damals Gelüste verspürten, diese Fußfahrt zum Stadtrat zu unternehmen.

Beim Abstieg geraten wir in die Zwerggalerie, durch die ein Blick auf die Stadt von besonderem Reiz ist. (Darum schaut unter Kameramann auch so intensiv zum Rathaus hinüber). Die nächste Ede haben wir, Burgverlies“ getauft, denn da gehts wirklich wie in einer alten Burg hinunter, — aber durch die rundbogige Öffnung gelangt man ins Dachgeschoß des Seiten-chiffes, über dem Spielteich der Tract.



Im „Burgverlies“.

An der Wand weiter durch geben zwei vermauerte fenster-ähnliche Nischen an, daß hier einst Türen gewesen sein müssen. In dem Kalkstrahlen zeigen oben und unten Löcher, wo die Angeln angebracht waren. Dienen vermaurten Öffnungen entsprechen in der südlichen Chorwand des Mittelchiffes die Blendfenster mit den Tragsteinen, die im Verein mit den anderen Tragsteinen in diesem Dach bisher immer über ihre Bestimmung und Zweck im Unklaren gelassen haben. Man nimmt an, daß dort oben vielleicht eine Empore gewesen ist.

Manches Rätsel hat unser Quirinusturm, was den Bau wie auch seine Geschichte angeht, den Forschern aufgegeben. Eine berufene Kraft sucht die dunkle Vergangenheit aufzudecken. Und doch glaubt auch sie, daß es niemals vollständig gelingen wird.



Eine bekannte Ede aus der Vogelschau.

(Aufnahmen: W. Pfeifer, Neuf)

Ein letzter Wurf.

Meinen Anteil Schnaps habe ich für eine Zigarre hergegeben; die geniesse ich jetzt, beim Schein einer Kerze, ins Stroh gekauert, auf die Ellbogen gestützt, und starre in die wehende Lichtflamme. Der Regen tastet an die Dachziegel ob meinem Kopfe. Das gibt einen dünnen, hellen Ton, den man vergessen kann und der jedesmal anders ist, wenn man ihn wiederfindet: es ergellt ein Kirchengeläute, tanzt eine Klarinette; es stampfen Kolonnen und läuten ferne Glocken. Sowie ich solche Besonderheit zu halten strebe, wandelt sie und verwandelt in trostlos wimmerndes Nichts.

Die Kameraden schlafen, haben die Köpfe im Dunkel unter dem niederneigenden Dache und strecken die Füße gegeneinander zur Mitte unter dem Dachstuhl. Alle gestieft, wir liegen „alarmbereit“. Die Stiefel, überdeckt und bestaubt, schlief im Schein meiner unruhigen Kerze, stehen auf, liegen hin, wenden und zucken in- und auseinander und haben ein eigenes, geheimes und fast gespenstisches Leben. Manchmal schnellt ein Schlafesack den Oberleib empor, lauscht, starrt mit Augen so groß und wach, als hätten die nicht geschlafen, und legt sich ebenso jäh wieder hin ins Dunkel, ohne zu sprechen.

Die Ratten klettern an den Sparren und im First des Daches. Wir haben da oben an langen Stäben das bißchen Vorrat hängen, das uns die Not noch lieh, und die Tiere springen danach. Wir haben es aufgegeben, sie zu verschrecken. Schließen können wir nicht, sonst seiten wir uns den Regen auf die Köpfe. Und alles andere verläßt an ihrem Hunger und der Leberzähl. Wir haben ihnen den Ausgang der Jauchegrube versperrt, sie fanden den neuen und kommen mit jeder Dämmerung über uns. So lange noch ein Licht brennt, halten sie sich wenigstens im Gebälk. Aber wie das letzte erlischt, fallen sie ins Stroh und an die Tornister. Neben mir schläft Gerhard Würde, Kriegsfreiwilliger aus Köln. Die Oberlippe ragt vor, gestützt von zwei Zähnen. Aus den Mundwinkeln, auch unter dem Kinn hervor, salern ein paar schwarze Härchen eines werdenden Bartes. Das Gesicht ist blaß, weil dieses schwarze Haar es umflutet. Manchmal ist es, als bewegten die dunkel geäderten Halsknäuel sich nicht mehr, als stöde der Atem; dann bricht es in einem langen, aber mehr-

Frühlingslied.

Die Luft ist blau, das Tal ist grün,
Die kleinen Meißelglocken blühen
und Schlüsselblumen drunter;
der Wiesengrund
ist schon so bunt
und malt sich täglich bunter.

Drum komme, wenn der Mai gefällt
und freue sich der schönen Welt
und Gottes Vatergüte,
die solche Pracht
hervorgebracht,
den Baum und seine Blüte!

Ludwig Heinrich Christoph Hölty.

maß geknickten Seufzer wieder durch, die Junge leckt gegen die Oberlippe. Er wirft sich auf die andere Seite und rafft die Decke bis zum Kinn empor. Eine weiche Kamelhaardecke, deren Borde mit roter Seide umfist ist.

Und da richtet er sich auf, starrt in die schwarze Giebel-Luke und scheint einem Rhythmus zu lauschen, der ihm die Schultern hebt und senkt. „Hörst du was, Garb?“ Er rückt unter meiner Hand, Schrecken, Zorn, Angst verzerren plötzlich seine Züge. Sie zu verbergen, neigt er sich über die Kerze und nippt die erstarnten Wachsflammen. „Und morgen?“ fragt er, ohne aufzublicken, zieht milde die Uhr hervor und liest hinzu: „Heute morgen?“ „Gibst halt wieder ein Schlammfisch.“ „Hörst das nie auf, du? Vliest doch die Zeitungen!“ Ich schüttelte den Kopf, er hielt es nicht. „Mein Vater schrieb gestern, er habe den Oberst... aber das ist ja alles Quatsch!“

Er hebt einen kurzen scheuen Blick zu mir auf. „Du ver-rätkst mich nicht?“ „Ich laufe über, morgen... ich habe mir die Stelle schon ausgesucht. Bei dem Badofen, an den Weiden vorbei...“

„Sie werden dich wohl empfangen. Unsere Achtundwan-ziger haben unter sie gehauen. Hast die Stunde auf gewählt.“ „Du denkst, sie bringen mich um?“ Er kann und zog aufleht eine kleine Mauserpistole aus der Tasche, drängte sie hastig mir in die Finger. „Schick mich in die Hand, in den Fuß, wohin du willst! Wir sagen, du habest nach den Ratten ge-schossen und mich getroffen.“

Ich streichelte über seine Haare und schob die Pistole in meine Tasche. Nach einer stillen Weile packte er mich am Arme und meinte fast. „Ich kann nicht mehr. Schick mich tot!“ „Du hast gut aushalten. Bist fünf Jahre älter. Hätte ich diese fünf Jahre leben können. Leben, weißt du, was es ist? Ich habe noch nie gelebt. Ich bin zur Schule gegan-gen, mußte den Primus spielen, der Vater wollte es so. Und die Mama sagte mir immer: Garb, du wirst noch alles haben...“ „Du denkst, es kann nicht sein. Jedes Gräschen darf blühen...“ „Sag mir was! Du bist immer ruhig.“ „Siehst du nichts, hörst du nichts? Ist meine ich...“

Der Referent Busch richtete sich auf, und Gerhard ver-stummte. Busch hielt auf seine roten Schifferhände, dann auf mich und Gerhard, abwechselnd, und sagt zweimal das sel-bsttätige Kraftwort. Er will uns nicht beschimpfen, seine blauen Augen lachen gütig. Er gebraucht die ihm geläufige Sprache und will sagen: Guer Denken und Besprechen mag nichts nützen. Indem hebt er die Augen zum First, springt empor und schlägt mit der Decke. Die Ratten krabben um Galt und fallen und flüchten. Busch stellt sich auf die Zehen-spitzen und reißt seine Blockwurk vom Nagel. Die oberste Schmitte wirft er fort, die nächste schlägt er in den Mund und laut und schmeißt, äugelt lustig umher und genießt den Ge-winn.

Gerhard beachtet ihn nicht und hält den Finger an die Flamme. Er beißt die Zähne in die Lippe und hält möglichst lange aus, reißt dann die heiße Stelle, spuckt darauf und schließt sie wieder vor. Busch wischt an der Gose das Messer ab, klappt es zu, stopft die Wurstpelle in ein Rattenloch am Boden und fällt auf seinen Tornister zurück.

„Glaubst du an Gott?“ fragt Gerhard leise. Und ganz un-vermittelt fährt er fort: „Voriges Frühjahr sah ich mal auf einer Bank im Wald, allein. Eine junge Frau kam auch und setzte sich neben mich. Wir haben nichts gesprochen, einander zusehen. Sie ging nach einer Zeit, und ich blieb

sitzen... An diese Frau denke ich jetzt immer, bei Tag und bei Nacht...“ Er schweigt lange, grübelt und flüstert mir wieder ins Ohr: „Ich glaube nicht mehr an Gott, Toni... und ich war sehr fromm!“

„Garb“, sage ich, „glaub du nur an Gott. Er ist die Ge-buld. Aber dein armes Seelchen wußte umher und schau-pert und sucht wie...“ Ich bin zu müde, den Satz zu enden. Wir starren beide in einen Winkel. Dort steht eine Ratte gelbe, gierige Augen gegen uns und das Licht. Ich sinke auf meinen Tornister. Erhe ich einschlafte, sehe ich Ger-hards Hand. Die ist um die Lichtflamme gelegt, die Knöchel stehen schwarz im purpurnen Gewebe. — Und ich erwache von einem Schrei Gerhards. Er steht und wehrt etwas von Wein und Arie. Busch sitzt im Stroh und brummt: „Brüll

Georg Schäfer:

Religiöse Dichtung im Mittelalter.

Als die Mönche nach Deutschland kamen, da übernahmen sie nicht nur die Aufgabe, das Christentum zu verkünden, son-bern auch eine kulturelle Arbeit. Wer es dennoch nicht glau-ben will, daß christliche und deutsche Art sich auf das Beste miteinander vertragen können, der sehe sich den Vamber-ger Reiter an. Denn es ist eine Unwahrheit zu behaup-ten, die Mönche hätten das Deutschland bewußt auszulöschen versucht. Der hl. Bonifatius legte großen Wert darauf, daß die Glaubensboten das Evangelium so verkündeten, wie sie der Art der Deutschen angemessen war. Und um dem Volke näher zu kommen, begannen sie die Heilswahrheiten in dich-terische Form zu gießen.

Wahrscheinlich lebte der unbekannte Dichter des ersten christlichen Gedichtes deutscher Junge im Kloster des hl. Lub-gerus, in Werden. Im seinen sächsischen Landesleuten die Lebensgeschichte Christi auf ihre Art verständlich zu gestalten, dichtete er den „Heliand“; darin wird Christus als der hochgemute milde Volksherr dargestellt, der, von einer Ge-folgenschaft treuer Männer begleitet, die Frohbotschaft ver-kündet. Diese „männlichste aller Messiasen“ ist von einem ursprünglichen Dichter geschrieben, so daß sie auch heute noch die Menschen zu ergreifen vermag. Dichterisch weniger reiz-voll ist die andere Evangelienharmonie, der „Kriemhild“, von Gottfried von Weichenburg geschrieben. Denkwürdig ist das Gedicht dadurch, daß zum ersten Male in deutscher Sprache der Erdreim erscholl. „Das wir Kriemhild sungun in unsara Jun-gun“. Zur gleichen Zeit aber sang ein Landsmann des Helianddichters ein Lied der Schöpfungsgeschichte, ein Ober-deutscher aber verkündete im Gesänge die Begebenheiten des Westendes im „Nisibis“, während ein Mönch im Kloster Reichenau das Lob des ritterlichen Seeligen Georg ver-kündete, womit er an die Feldenslage anknüpfte und sie in christlichen Sinne weiterführte.

Der Gebrauch der lateinischen Sprache in den Klöstern barg die Gefahr in sich, daß man sich dadurch vom Volk ent-fernte, wenngleich in der Seelsorge stets die deutsche Sprache den ihr gebührenden Platz einnahm. Deshalb kamen aus den Reihen der Mönche selber die Mahnungen, sich mehr der Muttersprache zu bedienen. Notker Labeo, einer der be-deutendsten Männer seiner Zeit, regte die Ordensbrüder dazu an und schrieb selber deutsch, während ein anderer Mönch gleichen Namens deutsche Verse dichtete. Seine Mahnungen blieben nicht ohne Erfolg. Windig und stark erklangen die Verse des Ezio von Bamberg in Exilode:

„Wahret Gott, ich liebe dich!
Deinen Anfang verkünde ich!
Der Anfang bist du Herr alleine,
Da ich verkünde anders keinen.“

Immer mehr trat das Lateinische zurück, als 1064 das Exilode entstand, da gab es bereits eine ganze Anzahl von Legenden, gereimten biblischen Geschichten, Vätern und geist-lichen Liedern. Im Jahre 1080 entstand das arthotische „Anna-Lied“, von einem rheinischen Kloster verfaßt. Aus-gehend von Erzählung der höchsten Lustlichkeiten aufsteigt, wo-über dem verstorbenen Leben lebt alles formetrunken im Kreuze gipfelt. Herr Hartmann von der Aue aber bittet am Eingange seines „Armen Heinrich“ den Leser um ein stilles Gebet, „daß Gottes Gnade ihm werd' Anteil für seiner armen Seele Heil“. Wellenleute waren es, Rudolf von Ems, der die schöne Legende „Barlaam und Josaphat“ und Konrad von Würzburg, der den „Hilarius“ dichtete.

Den begnadeten Mithras war die harte Prosa zu eng, um dem hohen Schwung ihrer Gedanken Ausdruck zu ver-leihen. Unter ihnen waren große Dichter, welche die Sprache in außerordentlicher Weise meisterten, wie Tauler und Mechthild von Magdeburg. Von ihnen, aber auch vom Volksliede ließ sich einer der größten Meister mittelalt-licher religiöser Dichtung, Heinrich von Laufenberg, beeinflussen. Seine zahlreichen Lieder, „Ich wollt, daß ich da-heime war und aller Welten Trost entbehre“, und „Es steht ein Lind im Himmelreich, da blühen alle Kette, da singen alle Engel gleich, daß Jesu sei der beste“ oder „In einem Kripp-lein lag ein Kind, da stand ein Heil und ein Kind, dabei war auch die Magd klar, Maria, die das Kind aebat“, gehören zum unvergänglichen Bestande deutscher Poesie.

Die Schauspiellust des Mittelalters hatte ihren Ursprung in der Kirche. Entstanden aus dramatischen Wech-selreden der Priester vor dem Altar, die dadurch die Evangelien der Feiertage besonders anschaulich machen wollten, wozu z. B. die Weihnachtsgeschichte reichen Anlaß bot, wurden diese Spiele später aus der Kirche ins Freie verlegt. Schon früh wurden neben Darstellungen der Geburt und der Auferstehung des Heilandes andere Stoffe dramatisiert. Bereits um 1100 schrieb ein Mönch in Tegernsee das Spiel vom „Antichrist“. Diese Spiele weiteten sich im Mittelalter zu großen Volks-festen aus, an denen die ganz Stadt lebhaften Anteil nahm und so ein Beispiel wirklicher Volksgemeinschaft darstellte, daß spätere Zeiten lebhaft den Gemeininn der Väter bewunderten. Der „Fiedermann“, der „Theophilus“, das „Spiel von den klugen und törichten Jungfrauen“ genossen große Beliebtheit. Aber auch die kleineren Dramen, das tiefsinnige Streitgespräch zwischen Tod und Pauer „Der Acker-mann aus Böhmen“, der „Petrus“, hatten viele Freunde. Die religiöse Dichtung des Mittelalters ist ein glän-zender Beweis dafür, daß christlicher Geist nicht dem deutschen Geiste abträglich gewesen ist. Je inniger die Verbindung zwischen Christen- und Deutschentum wurde, um so herrlicher wurde die Frucht dieser Vereinigung, wovon die religiöse Dichtung des Mittelalters herrliches Zeugnis ablegt.



(Deutsches Nachrichtenbüro M.)

Zum Muttertag.

Ludwig Richter: „Zu Tisch! Zu Tisch!“

man nicht so meißelglocke, Meißel! Busch setzt auf ein Stroh Ratte, die zur Höhe hin turnt. Das trachtige Ras wußt mit die Wurft aus dem Leibe rauszolen! Damit hält er uns seine bärige Lippe hin, zieht sie mit den Fingern in die Länge und weist und schielt auf zwei Punkte, wo Blut-tropfen stehen und wo die Ratte eingekissen hat. Er zieht Gerhard am Bein zu sich her und neben sich ins Stroh nieder: „Hab mir keinen Schauerich, Junge! Alles will leben, mein Rindchen. Und was für dich Wurft ist, ist auch Wurft für den Rast!“

Das Licht springt auf und nieder und erlischt. Gerhard schlüpft unter meine Schulter und Decke. Da höre ich ihn leise beten, sehr schnell und erregt, und so pocht auch sein Herz gegen meine Brust.

Diese Erzählung entstammt dem neuen Buch (bei Herder, Freiburg) „Mit Sommer“ des mit dem Jugendpreis deutscher Erzähler von Hermann Sehr ausgezeichneten Dichters, — Novellen, wie gewiß heute nicht viele geschrieben werden können!

Volk liebt seine kirchliche Dichtung und sang gern die from-men Lieder. Als der hl. Bernhard von Clairvaux deutschen Boden verließ, schrieb sein Begleiter, der Mönch Gottfried: „Als wir die deutschen Gegenden verlassen hatten, hörte Guer Gesang „Christ uns genade“ auf, und niemand war da, der zu Gott gelangen hätte. Das vomerische Volk nämlich hat seine eigenen Lieder nach Art Guer Landseute, worin es für jedes einzelne Wunder Gott Dank sagte.“

Diese „engesprengte“ des deutschen Volkes äußerte sich in einem überraschenden Reichtum an religiö-sen Liedern. Der Gelehrte Wackernagel konnte in seiner großen Volksliedersammlung allein 1448 geistliche Lieder aus vorreformatorischer Zeit nachweisen. Wie groß muß die Liebe zum Christentum gewesen sein, wenn ein einzelner Forscher schon eine so große Zahl religiöser Volkslieder feststellen konnte. Dadurch wird auch glänzend der Vorwurf widerlegt, erst die Reformation habe dem Volke das Kirchenlied gebracht. Wie sehr die Kirche die Macht des Gesanges schätzte, geht aus der Predigtpreis des Barthold von Regensburg hervor. Da seine Predigten wegen des unangehörigen Andraones meistens im Freien stattfanden, ließ er zur Einfühlung ein possendes Lied, etwa „Christ ist erlitten“ oder „Nun bitten wir den hl. Geist“ singen. Und in einer Predigt sagte er: „Es ist gar ein nütz song, ir kult es immer desto getner singen und heult es alle mit ganzer andacht und mit innigem Herzen hin ze gotte singen und rufen. Es was ein gar guot kunt, unde er was ein wiser man, der dazselbe liet von erste vant.“

Die geistlichen Dichter pflegten neben den religiösen Dich-tungen jezt auch die weltliche. Dafür erariffen die weltlichen Dichter auch kirchliche Stoffe. Wie hätte das auch anders sein können, da die Religion die bestimmende Lebensmacht war. Walter von der Vogelweide, den man in seiner politischen Stellungnahme gern zum Christenfeinde stempeln möchte, machte einen Kreuzzug mit und sang die innigen Marienlieder:

„Nun loben wir die süße Magd,
Der ihr Sohn nimmer vergeht,
Sie ist des Mutter, der von Hölle uns löste
Das ist ein Trost, der vor allem uns tröste.
Dah man da im Himmel ihren Willen tut.
Nun her! Ihr Muen und Jungen,
Dah ihr werde Got gesungen,
Sie ist gut zu loben, sie ist gut!“

Selbst die Vaganten mit ihrer finsternen und ausge-lassenen Poesie konnten sich dem religiösen Zeitgeiste nicht ent-ziehen. In ihren Kreisen entstand das erste Weihnachtslied „In dulci jubilo, nun singet und seid froh!“ Tief katholische Geminnung aber findet sich in den Dichtungen der großen Meister ritterlicher Dichtung. Von Wolfram von Eschen-bach's Meisterleistung, dem „Parzival“ laute Eichenborst: „So gleicht dies Epos einem Münster, der von der breiten Grundlage irdischen Treibens zwischen schwindlichst emporen-ten Nebel- und Wünnengewinden allmählich in die heiterliche Einigkeit der höchsten Lustlichkeiten aufsteigt, wo-über dem verstorbenen Leben lebt alles formetrunken im Kreuze gipfelt. Herr Hartmann von der Aue aber bittet am Eingange seines „Armen Heinrich“ den Leser um ein stilles Gebet, „daß Gottes Gnade ihm werd' Anteil für seiner armen Seele Heil“. Wellenleute waren es, Rudolf von Ems, der die schöne Legende „Barlaam und Josaphat“ und Konrad von Würzburg, der den „Hilarius“ dichtete.

Den begnadeten Mithras war die harte Prosa zu eng, um dem hohen Schwung ihrer Gedanken Ausdruck zu ver-leihen. Unter ihnen waren große Dichter, welche die Sprache in außerordentlicher Weise meisterten, wie Tauler und Mechthild von Magdeburg. Von ihnen, aber auch vom Volksliede ließ sich einer der größten Meister mittelalt-licher religiöser Dichtung, Heinrich von Laufenberg, beeinflussen. Seine zahlreichen Lieder, „Ich wollt, daß ich da-heime war und aller Welten Trost entbehre“, und „Es steht ein Lind im Himmelreich, da blühen alle Kette, da singen alle Engel gleich, daß Jesu sei der beste“ oder „In einem Kripp-lein lag ein Kind, da stand ein Heil und ein Kind, dabei war auch die Magd klar, Maria, die das Kind aebat“, gehören zum unvergänglichen Bestande deutscher Poesie.

Die Schauspiellust des Mittelalters hatte ihren Ursprung in der Kirche. Entstanden aus dramatischen Wech-selreden der Priester vor dem Altar, die dadurch die Evangelien der Feiertage besonders anschaulich machen wollten, wozu z. B. die Weihnachtsgeschichte reichen Anlaß bot, wurden diese Spiele später aus der Kirche ins Freie verlegt. Schon früh wurden neben Darstellungen der Geburt und der Auferstehung des Heilandes andere Stoffe dramatisiert. Bereits um 1100 schrieb ein Mönch in Tegernsee das Spiel vom „Antichrist“. Diese Spiele weiteten sich im Mittelalter zu großen Volks-festen aus, an denen die ganz Stadt lebhaften Anteil nahm und so ein Beispiel wirklicher Volksgemeinschaft darstellte, daß spätere Zeiten lebhaft den Gemeininn der Väter bewunderten. Der „Fiedermann“, der „Theophilus“, das „Spiel von den klugen und törichten Jungfrauen“ genossen große Beliebtheit. Aber auch die kleineren Dramen, das tiefsinnige Streitgespräch zwischen Tod und Pauer „Der Acker-mann aus Böhmen“, der „Petrus“, hatten viele Freunde. Die religiöse Dichtung des Mittelalters ist ein glän-zender Beweis dafür, daß christlicher Geist nicht dem deutschen Geiste abträglich gewesen ist. Je inniger die Verbindung zwischen Christen- und Deutschentum wurde, um so herrlicher wurde die Frucht dieser Vereinigung, wovon die religiöse Dichtung des Mittelalters herrliches Zeugnis ablegt.

Quirinusmünster drinnen und draußen

So mancher Neugier glaubt, sein Quirinusmünster von innen und außen genau zu kennen; er mag auch in schon allen Winkel herumgesehen haben; aber meistens ist das, was er weiß, etwas Althergebrachtes, von dem oft genug auch Erzählung ist oder eine Ueberlieferung, der, seit Menschenaltären manchmal, der Mantel der Wahrheit oder Tatsächlichkeit umgehängt ist.

Die vielgerühmten unterirdischen Gänge mögen tatsächlich vorhanden gewesen sein oder noch bestehen — das als bei dem Alsbach-Neubau wurde ein solcher angeknüpft — aus dem Münster führt heute keiner mehr heraus. Vielleicht könnte auch ein anderer kommen und sagen, in einem solchen unterirdischen Gang lägen die Schätze verborgen, an denen das Quirinusmünster ehemals so reich war und die bei Kriegszeiten und Brandkatastrophen verschwunden sind.

Aber das soll sich er sein, daß unter dem Westturm, dem Glockenturm, die Reliquien des hl. Quirinus liegen, die nach der Ueberlieferung die Reliquien des hl. Quirinus aus Rom mit-

gele. Wozu diese beiden sehr ansehnlichen Gefäße gebient haben, weiß man ebenfalls mit Bestimmtheit nicht zu sagen.

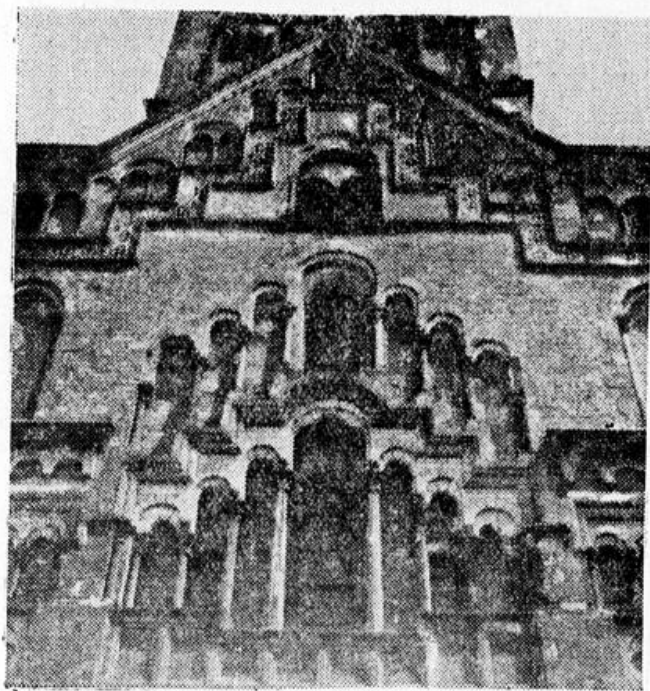
An eine etwas weniger „glaube“ Vergangenheit verweist das Chorgestühl in den beiden Seitenkapellen. Hier hat der Meister seinen künstlerischen Darstellungsvermögen und seinem Schmucksinne freien Lauf gelassen, der und manchmal recht amüßant entgegentritt. Auf den Lehnen hocken Krabben, kleine menschliche oder Tiergestaltchen seltsamer Gattung. Unter den sog. Miserikordien, den Eiben, wechselt Blattschmuck mit Köpfen und tierischen Darstellungen zu Tugenden oder Untugenden; z. B. erschlägt ein Mann einen Varen, der mit der Schnauze in einem Weinfort steht. Da soll wohl die Nachhaftigkeit der Schläg treffen. Unter einem anderen Sitz der Südkapelle ist der Zündenfall wiedergegeben.

Es ist sehr interessant, die ganzen Reihen des Gestühls einmal durchzugehen. Daß man dabei die Miserikordien nicht herunterfallen lassen soll, versteht sich.

An den Vorderseiten des Gestühls, das übrigens aus dem 15. Jahrhundert stammt, begegnen wir den von Löwen gehaltenen Wappen zweier Abtissinnen. Nämlich dem Wappen der Clara von Mers, die außerordentlich lange dem St. Quirinus vorstand: von 1397 bis 1459, und ihrer Nachfolgerin Jutta von Keifferscheid, die bis 1485 Abtissin war, also die Belagerung der Stadt Neuß durch Karl den Kühnen erlebte.

Das Chorgestühl hinter dem Hauptaltar stammt erst aus der Zeit um 1700 und ist dementsprechend in barocken Formen gehalten.

An einer anderen Stelle hat der Baumeister seinem Humor ein seltsames Denkmal gesetzt: auf der Südwand des Mittelschiffes und zwar in der Seitenkapelle. Sind die Schlusssteine der Gewölbe hier oben meist zu einem von vier knospenartigen Gebilden umgebenen Tropfen ausgearbeitet, so schauen in der genannten Kapelle Kraben und lachende Gesichter auf einen herab. Sind es da eine Art Negertöpfe und unheimlicher Stamme,

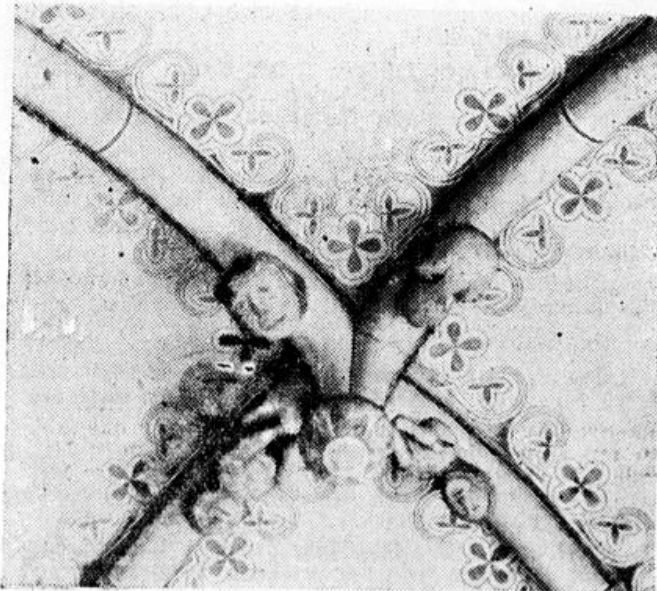


Auffirende Westfassade.

gebracht hat. Haben wir 1925 die 875. Wiederkehr des Uebertragungsstages feierlich begangen, so können wir dieses Jahr die 885. Wiederkehr feiern, wenn nicht die Ueberlieferung von der Reliquienübertragung anno 1050 hier erschüttert wäre. Wer der Sache ganz auf den Grund und den früheren Quellen nachgeht, der wird uns sagen können, daß die Uebertragung auch als um die Mitte des 9. Jahrhunderts geschehen bezeichnet ist, daß weiter von einem Haupt des Märtyrers die Rede ist. Ob das Grab der Abtissin in der Kirche bei einer Ausgrabung keine Aufschlüsse geben könnte? Es wäre durchaus begrüßenswert, wenn über die Anfänge der Quirinusverehrung und zusammenhängende Fragen einmal genaueres und Sicheres gesagt werden könnte als es heute möglich ist.

Noch eine andere Grabstätte im Münster wäre einmal zu unteruchen: in der Krypta vor dem Altar das Grab der als Stifter bezeichneten Graf Eberhard von Alze und seiner Gemahlin Bertha, die im Jahre 855, also vor 1080 Jahren, das Quirinusmünster errichtet haben sollen. Dieses Jahr ist als Gründungsjahr im Memorialbuch des Quirinusmünsters angegeben, während eine nicht mehr erhaltene Inschrift im Chor der Kirche 825 jagte. Wo mag die Wahrheit liegen?

Wer weiß denn, daß er in der Krypta an der Stelle, wo die Schmerzhafte Muttergottes steht, seinen Fuß auf einen tausendjährigen Fußboden legen kann? Auf ein Plattenmosaik aus feinstem, schwarzen, weißen und roten Plättchen? Diese wurden bei einer Renovierung vor 50 Jahren am Kryptaeingang einen halben Meter unter dem jetzigen Fußboden der Kirche gefunden. Die beiden bekannten didachischen, karolingischen Amphoren im Museum entstammen derselben Fund-



Gestühl der Süd-Emporen-Kapelle.

ort sind heitere Gleichgültigkeit und Nüchternheit, von denen sich eines an die Gewölberippe klammert und dem Beschauer ungeniert den Rücken zuwendet.

Weshalb der Himmel, was Meister Wolbero verleiht haben mag, in dieser Emporenkapelle sich derartiger heimerer Scherze zu erlauben. Daß die Baumeister des Mittelalters sich hier und da Erbauungen erlaubten, ist auch von anderen Bauwerken bekannt und wird wohl kaum abgenommen werden sein. Wer weiß, wen Meister Wolbero damit ärgern wollte . . .

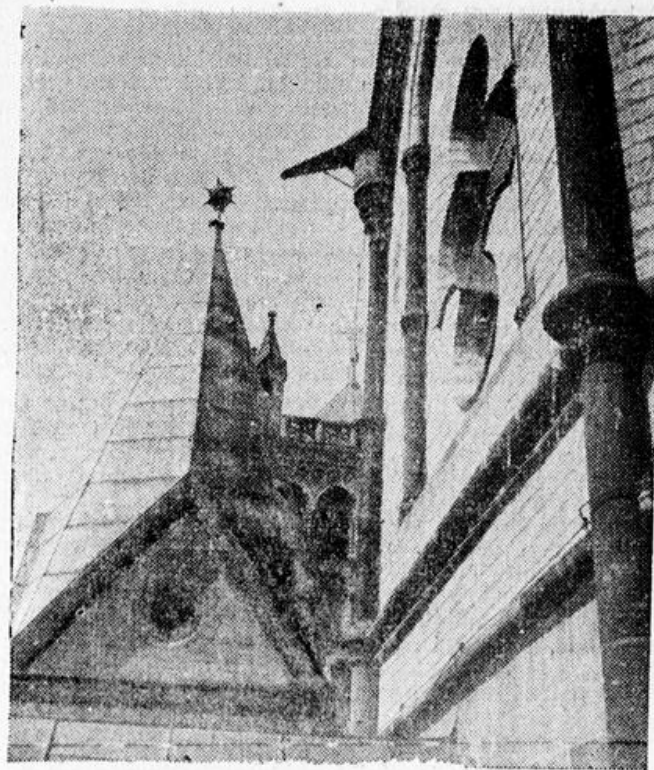
Soviel uns bekannt ist, hat Geiße Teufel beim Bau des Neufert Domes keine Rolle gespielt, wie von anderen Orten Sagen berichten. Nur weiß die Neufert Sage zu melden, daß der Bau sieben Jahre unter der Erde und sieben Jahre über der Erde gewachsen sein soll.

Dafür, daß der Grundriß unseres Münsters nicht ganz symmetrisch und einwandfrei ist, trägt Meister Wolbero, der auf dem Stein in der Wand des jüdischen Seitenschiffes verewigt ist, keine direkte Schuld.

Was man nicht so leicht bemerkt, ist die Tatsache, daß die Westseite, d. i. die Vorderfront von links nach rechts gegen Süden geneigt ist, daß der wichtige Westbau im Gegen- satz zu dem aus ihm herauswachsenden Turm „schief“ steht, sich nach Westen zu etwas ver- jüngen und mit seiner rechten Ecke über einen Meter gegenüber der lin- ken Ecke zurücktritt. Am Innern kann man deutlich vom Chor aus eine geringer werdende Breite der Seitenschiffe feststellen. Diese seltsame Baubeschaffenheit erklärt sich daraus, daß beim Neubau im Jahre 1209 Fundamente eines vorherigen Gotteshauses mitbenutzt wurden. Vier Jahre früher nämlich die Stadt von Philipp von Schwaben ein- genommen worden und dabei fiel ein älterer Bau der Zerstörung anheim.

Was muß der Westbau des Münsters früher von mehr himmelantrebender Wucht gewesen sein, als noch ein hoher Helm, und nicht die niedrige Pyramide den Glockenturm krönte. Die ganze Westseite fügt sich einem Sursum corda! ein mit ihren emporstrebenden Linien, Bögen, Friesen und Galerien, die gleichsam den Giebel aus dem mächtigen Querbau herausdrängen.

Hier in diesem Turm, dem jahrhundertlang höchsten Bau- werk unserer Vaterstadt, war es also einst, wo der „Wächter von St. Quirin“ über die Stadt schaute.



Zwischen den Türmen.

Von da oben schallte es eines Sommertages den Neufert entgegen, daß der weltliche Feind anrücke mit Karl dem Kühnen von Burgund; und gar mächtig blies der Wächter in sein Horn:

„Walluff, walluff, yr fromen all,
Der wechter ruff mit ludem schall,
„Ich ihen dñe burgonische ruter wall;
Sy dringent an mit machten!“ (Wierstraat.)

Und als die Rot kam und mit ihr die Verzweiflung und der Aufruhr, da war es die Sturmglocke in St. Quirinus Turm, die die erregten Gemüter im Au bejähigte. Der tapferste Ver- teidiger des Neufert Bollwerkes, Landgraf Hermann von Hessen hatte zu einer List seine Zuflucht nehmen müssen,

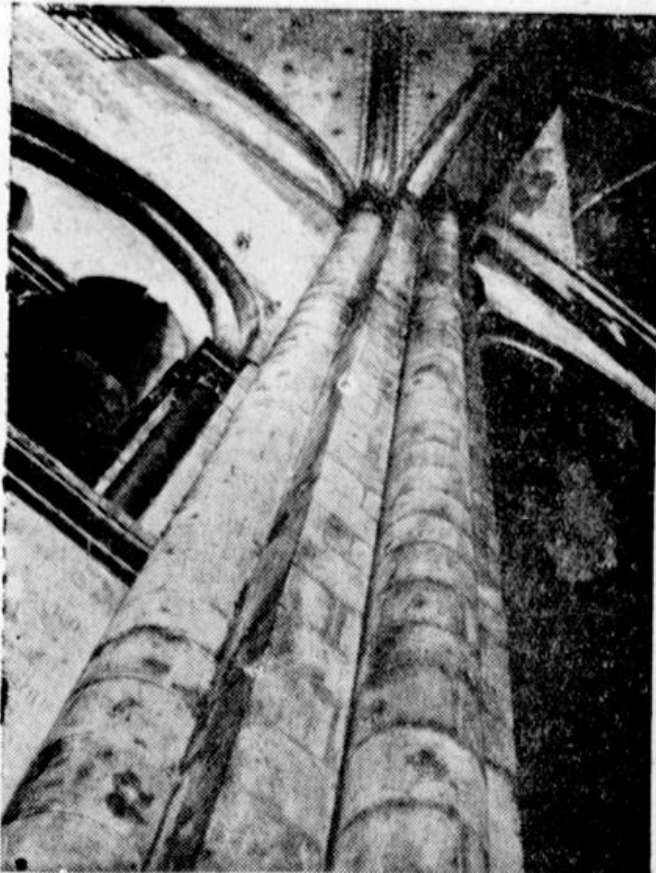
„Und op dat hie sy vereynten,
Lveiss hie dave dem wechter jagen,
Dat dñe stormfod wart geslaegen.“

On der Meinung, der Feind greife an, und in dem Willen, die Heimat zu verteidigen, fand man sich jogleich zusammen und „ius wart der vplouff gecheiden.“

Unser Quirinusheiligtum ist von Verheerungen und Schäden nicht verschont geblieben. Einige sind da zu nennen, nicht viele, aber umso schlimmere: 1496 schlug der Blitz in den Glockenturm, dessen Helm mit dem Kirchengiebel in Flammen aufging. 1513 zerstörte ein Sturm auch das Dach des Bierungs- turmes. 1586 bei dem großen Stadtbrand bei der Einnahme durch Alexander Farnese von Parma wurde das Münster eben- falls von den Flammen ergriffen. 1741 verheerte ein Brand das Gotteshaus so, daß umfangreiche Abbrüche und Änderungen notwendig erschienen (s. o.) und der letzte Brand ist noch in aller Erinnerung: es war in demselben Jahre, in dem auch Europa in Flammen aufging.

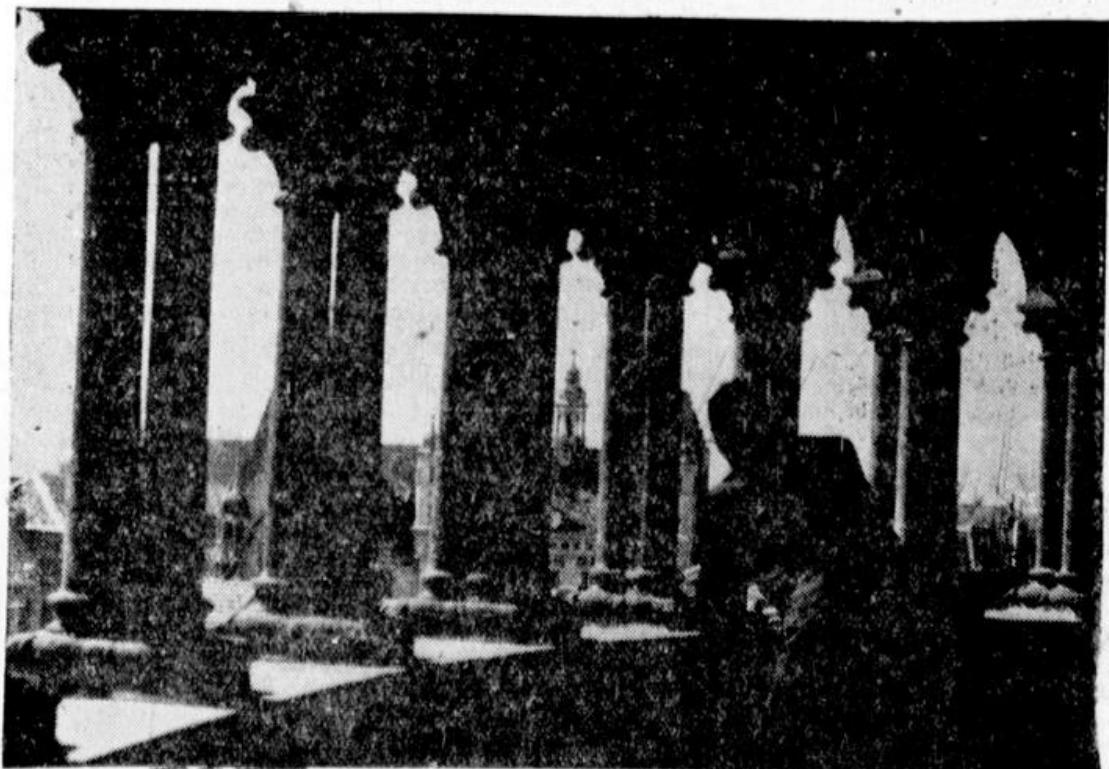
Allen Gewalten zum Trotz ist unser Münster immer wieder in alter Schönheit erstanden und was es uns jenen Vätern war, soll es uns und der Zukunft sein:

Rekenntnis und Wahrzeichen zugleich! J. L.

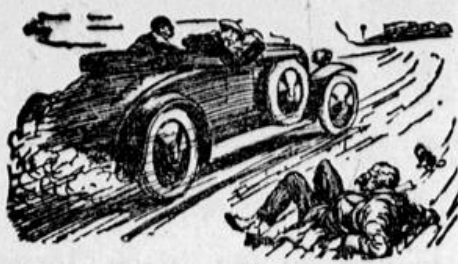


An der Bierung.

Aufnahmen: W. Pfeiffer, Neuf.



An der Zwerggalerie.



Bandit im Süden

Abenteuerroman von Edwin Demel

(15. Fortsetzung.)
20.

Nacht über Gangongo. Die Nacht ist in einem Negerdorf nicht das Bild völliger Ruhe. Sie ist erfüllt von Leben und schleichender Unruhe. Auf den Dächern und Plätzen heulen und klaffen die Hunde, ängstlich brüllt und stampft das Vieh in den Ställen, sobald Löwen, Leoparden, Hyänen und Schakale sie umschleichen, die sich, angelockt von der verheißungsvollen Beute, atmenlos einfinden. Dann ertönt der schrille Ruf der wachen Hirten, und das Vieh verzichtet sich, um aus der Ferne kein Mißvergnügen durch unwilliges Brüllen, Knurren und Fauchen kundzutun.

Die schwarzen Schleier der Nacht wichen, als der Mond hochkam. Aber er spendete nur noch wenig Licht, und die Sterne waren es, die am wolkenlosen Himmel wie Kleinfenster leuchteten. Damit kam der Augenblick, der den Nigger, der die Dunkelheit fürchtet, zum Handeln reizt; der Augenblick der Tat!

Dunkle Schatten huschten von Hütte zu Hütte, vereinigten sich zu Gruppen und kleinen Haufen, sammelten sich vor der Hütte Ring Andaras. Wie immer beim Naturmenschen, überall auch hier die Raubgier jedes andern Gefühls. Ein Haufen von Menschen setzte sich in der Richtung auf Allices Wagen in Bewegung. Andara, der führte, wirkte wirklich nichts von dem unscheinbaren Buschmann. Armistead hatte vergessen, ihn zu erwähnen, Tschu ihn völlig übersehen. Und doch lag er mit wachen Augen da und lauschte mit geschärften Sinnen in die Nacht hinaus. Oh, Tschu war schlau und kannte die Mambufuschu besser als irgendwer sonst. Er hatte die Weichen nicht zu seiner Aufschauung befehlen können, war aber entschlossen, auf alles zu achten.

Die Mambufuschu umzingelten den Wagen aus angeborener Vorsicht und trotz des guten Glaubens, daß sich niemand auf ihm befände. Dann näherten sie sich ihm, die blanken Speere in den Händen wiegend. Tschu hörte das Trappeln ihrer nackten Füße. Naß glitt er unter der Decke hervor und ließ sich zwischen den Nähern auf den Boden hinsetzen. Die Schatten des Fahrzeuges verbargen ihn. Tschu streckte er sich aus und hörte zu, wie die Schwarzen, halb laut schnatternd, die Umhüllung zerrissen, die Wälle öffneten und plünderten. Es ging alles verhältnismäßig glatt und schnell vonstatten. Dann aber begann der Streit, als einige Krieger dasselbe Beuteobjekt begehrten. Sie schalteten einander laut und heftig. Sie beschuldigten einander der Habgier und Gewinnsucht. Vergebens versuchte Andara, unterstützt von Armistead und einigen Vermittlern, Ordnung zu schaffen. Zwei faßten einander an der Kehle. Und damit kam des Buschmanns Zeit.

In Tschus einfach konstruierter Seele lebte irgendwie die Überzeugung, daß es seine Sache sei, mit den Weichen gegen die verdammten Nigger zusammenzubringen, deren rühmtes Verlangen es seit alters her gewesen, die Buschleute zu Tode zu bringen.

Zwischen den Weichen der Laufenden gelangte er mit schlangartigen Bewegungen aus dem Ring der Plünderer, ergriff einen Speer, der einem Schwarzen entfallen war, und machte sich auf die Suche nach Johnston. Er brauchte nicht lange zu suchen, ihn führten ein untrüglicher Instinkt und eine Nase, die die reinliche Bebauung der Gasse gar wohl von den sinkenden Niggerhütten zu unterscheiden wußte.

Frederick Johnston konnte nicht einschlafen, und mehrere Gründe waren hierfür maßgebend. Zunächst beunruhigte ihn die Hütte zu wissen. Dann wollte ihm Tschus Entdeckung nicht in den Kopf. Er wollte nicht daran glauben, daß sich Armistead in Gangongo befände, obwohl Tschus Augen alles andere, nur nicht schlecht waren. Eine Gefahr lag irgendwo verborgen, das fühlte er. Endlich schnarrte ihm einseitig mit offenem Munde, und es nützte nichts ihn zu weden. Er fiel folglich in das alte Paster zurück. Auch der Lärm der Tiere, insbesondere der Hunde, war nicht geeignet, den Schlaf zu fördern.

Johnston war daher völlig munter, als er bemerkte, wie sich die Matte, die den Eingang verdeckte, beiseite hob und einen Menschen hereinließ. Er dachte zuerst an Armistead, kam aber sofort davon ab, denn dieser Würde wäre nie imstande gewesen, sich so lautlos zu bewegen. Vielleicht ein Dieb? Johnston setzte sich auf, ergriff die Pistole und zündete ein Streichholz an, das er vor Überraschung gleich wieder ausgeben ließ. Neben ihm lauerte Tschu, der Buschmann.

„Kein Licht machen, weißer Mann“, gurgelte Tschu. „Was willst du?“ flüsterte, Unheil ahnend, der Engländer.

„Mambufuschu böse Leute — auf Wagen gehen — alles wegnehmen.“

Frederick Johnston fleg einen Fluch aus. Noch begriff er nicht die Wahrheit, sondern dachte an eine der gewöhnlichen Diebereien, wie sie bei den Schwarzen gang und gäbe sind. Er sah Tschu beim Arm und schüttelte ihn heftig. Anstehend entrang sich der Hottentott den Traumbergeiden, in denen er sich ergangen hatte.

„Ich schnarrte nicht mehr, Master“, flammte er schallend, indem er sich an das gleiche Ereignis erinnerte, das schon mehrere Male in dieser Nacht stattgefunden hatte.

„Schweig, Esel!“ zischte Johnston und ließ ihm den Lauf der Pistole vor die Brust.

„Was ist los?“ fragte Tschu, nun völlig munter. „Die Schweine, die Mambufuschu, plündern unseren Wagen.“

„Unmöglich. Sie wagen es nicht. Woher wissen Sie die Neugier?“

„Tschu brachte sie mir.“

„Tschu? Ist er hier?“

„Ja. Soeben kam er.“

„Oh — dann freilich!“ Tschu zweifelte nicht mehr und fuhr nach einigem Nachsinnen überlegend fort: „Dann ist die Sache nicht ganz einfach. Sie können nicht hoffen, daß der Diebstahl verborgen bleibt, werden also einen Angriff auf uns planen. Ich bin dafür, sie zu überraschen und den alten Teufel, Andara, um die Ecke zu bringen.“

„Ich bin derselben Meinung. Aber einer muß zum Schutze Allices hierbleiben. Geh du zu ihr hin, Tschu. Ich werde mit dem Buschmann die Nigger aussuchen.“

„Seien Sie vorsichtig“, warnte Tschu. „Die Mambufuschu verstehen es, ihre Waffen zu handhaben. In der Nacht sind ihre Speere gefährlicher als ein Gewehr.“

Aber Johnston hörte nicht mehr. Er nahm den Karabiner zur Hand, zog die Fackel an und kletterte aus der Hütte heraus. Tschu folgte ihm auf dem Fuße. Im Lausfchritt suchten sie sich ihren Weg, verfolgt von der gierig klaffenden Meute halbwildler Hunde.

Der Schauplatz der nächtlichen Tat war nicht zu verfehlen. Die Nigger hatten den Wagen in seine Bestandteile zerlegt und balgten sich um jedes einzelne Stück. Sie waren aber klug genug, nicht mehr Lärm als eben notwendig zu verursachen, und ihre Streitigkeiten mit der bloßen Faust auszutragen. Was alles zur geringen Freude Andaras und Armisteads diente, die seitwärts standen und zusahen.

„Wir veräumen kostbare Zeit“, sagte der letztere. „Wir hätten zuerst den verdammten Engländer erledigen müssen, ehe wir uns an die Plünderung des Wagens machten.“

„Ist es meine Schuld?“ erwiderte Ring Andara ungedulden. „Was kann ich tun, wenn die Leute einen anderen Gedanken fassen? Ich werde sie morgen züchtigen, gewiß, aber jetzt bin ich machtlos.“

„Fürchten Sie nicht, der Lärm könnte Johnston oder Tschu aufmerksamer machen?“

Ring Andara lächelte.

„Der Lärm wird uns nicht verraten, er wird vom Geheiß der Hunde überhört. Was aber haben diese verfluchten Bestien?“

Ein ganzes Rudel wirbelte kläffend heran.

„Ich will euch lehren, uns befehlen, ihr Schweine“, sagte eine scharfe Stimme.

„Verflucht!“ Armistead fuhr auf dem Absatz herum und fand eben noch Zeit, sich zu bücken, welchem Beispiel Andara mechanisch folgte. Man hätte kaum glauben mögen, wie gelenkig der dicke Kerl werden konnte.

Aus Johnston's Karabiner zuckte ein Feuerstrahl. Ein Mambufuschu, der eben ein Wagenrad schüttelte, machte einen Anlauf und streckte sich gleich darauf am Boden aus. Er hatte nicht die Mächtigkeit, noch einmal aufzusteigen. Heute mit einem erschossenen Nigger hat man eine Abneigung gegen jede körperliche Betätigung.

Niemand sah den Buschmann neben Johnston. Und doch war es der von ihm geschleuderte Speer, der den rechten Arm eines Mambufuschu an die gegenüberliegende Hüttenwand nagelte.

Frederick Johnston's Karabiner sprudelte noch viermal weißes Feuer. Es war ein unsicheres Zielen beim schwachen Schein der Sterne. Unter solchen Umständen war ein als Erfolg zu buchender zerschmetterter Hüftknochen und ein niedliches, rundes Loch im Dickbauch eines anderen Mambufuschu immerhin schon etwas. Damit freilich war aber auch die Sache zu Ende. Die gewarnten Schwarzen verschwanden mit affenartiger Hebeligkeit zwischen Hütten und Zäunen. Und dann betätigten sie sich.

Ein Hagel eifrig geworfener und darum schlecht gezielter Speere belebte Johnston von der Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes. Er ließ den Karabiner fallen und zog die Pistole. Aber er sah nicht, wie sich hinter ihm ein Mann aufrichtete, ein Mann mit einem weißen, verschwollenen Gesicht. Und dieser Mann umflatterte Johnston's Weine. Dagegen anzukämpfen ist unmöglich. Frederick Johnston stürzte schwer zu Boden, und gleich darauf knieten und lagen ein Duzend rangig stinkender Nigger auf ihm, die ihn festhielten. Womit Armistead nicht einverstanden war.

„Warum tötet ihr ihn nicht?“ fragte er. „Wo?“ gab Andara gleichgültig zurück. „Das hat Zeit. Er hat Blut vergossen, und die Angehörigen der Toten und Verlebten werden seine Todesart bestimmen. So will es der Brauch.“

Der Posten, der den Dorfeingang bewachte, sah zur selben Zeit einen Schatten vorbeihuschen, den er für eine Hyäne hielt und nicht weiter beachtete.

Er wußte nicht, daß es Tschu, der Buschmann, war. —

21.

Nachdem sich Johnston und Tschu entfernt hatten, machte sich Tschu leidend daran, Allice die unerfreuliche Kunde vom Angriff der Mambufuschu zu bringen. Die Sache war schlimm genug. Er kannte die Stämme in dieser Gegend und wußte, daß es den Engländern viel Mühe

gekoset hatte, sie zu unterwerfen und ihnen verschiedene schlechte Angewohnheiten, wie Viehdiebstahl und Sklavenhandel, auszutreiben. Er wußte aber auch, daß Mädfälle nicht gerade zu den Seltenheiten gehörten, und hier hatte er es offenbar mit einem solchen zu tun. Er hatte wenig Hoffnung, sich gut aus der Schlinge zu ziehen. Und obgleich er die Weichen nicht liebte, fühlte er doch etwas wie eine Zuneigung zu Allice. Geriet sie in die Hände der Nigger, so mußte ihr Los ein schreckliches sein. Und er konnte nur wenig tun, sie zu schützen, besaß er doch als Waffe nur ein Messer, eines jener schweren, langen Messer, wie sie im afrikanischen Busch verwendet werden.

Tschu kletterte möglichst leise die Leiter empor, die zu Allices Tür führte. Aber er hatte die Matratze noch nicht zur Seite geschoben, als ihn die Stimme des Mädchens zurückschrecken ließ. Es lag viel Festigkeit in dieser Stimme.

„Zurück!“ befahl sie. „Ich habe hier eine Pistole und verstehe damit umzugehen.“

„Oh, Miffie. Sie wollen doch nicht den armen, alten Tschu erschießen?“

Es entstand eine kleine Pause. Dann schob sich Allices Kopf zur Tür heraus.

„Ach, du bist es, Tschu“, sagte sie erleichtert. „Ich fürchte, man habe es auf mich abgesehen. Was willst du um diese Zeit von mir?“

„Die Mambufuschu plündern unseren Wagen, Miffie, und Mr. Johnston ist gegangen, sie zu vertreiben. Ich fürchte, das nimmt kein gutes Ende.“

„Komm herein“, befahl sie mit zitternder Stimme, und er gehorchte bereitwillig.

„Nun erzähle!“ forderte sie ihn auf, und Tschu erzählte. Er war noch nicht weit gekommen, als der peitschenartige Knall von Johnston's Karabiner allen Erklärungen ein Ziel setzte. Weitere Schüsse folgten, und dann trat eine tödliche Stille ein.

„O Gott!“ stöhnte das Mädchen, „Sie werden ihn doch nicht umgebracht haben?“

Tschu gab keine Antwort. Sein scharfes Ohr hatte einen bedenklichen Laut vernommen. Er froh zum Eingang und entfernte die Matratze gerade in dem Augenblick, als sich zwei schwarze Hände an den Rand des Hüttenbodens klammerten. Aber ein Buschmesser gehörte zu den Waffen, mit denen verdammt ihre Schwere durchaus nicht zu scherzen ist. Ein wohlgezielter Streich trennte die eine Hand fast gänzlich vom Gelenk. Mit ohrenbetäubendem Begehr plumpste der Nigger zu Boden.

Das Sammergeheul des Schwarzen fand in den Aehlen von hundert Stammesgenossen ein fürchterliches Echo. Mit Wutgebrüll stürmten sie heran, ohne sich der Speere zu bedienen, denn der Befehl Andaras lautete, das weiße Weib lebendig zu fangen. Sie drängten sich bei der Leiter dicht zusammen, die unter der Last der Emporstimmenden zu brechen drohte.

Allice, die wohl wußte, welches Schicksal sie erwartete, war auf dem Boden. Sie handhabte die Pistole mit der kaltschnitigen Ruhe eines Berufsjuden. Und so ein Browning ist ein gefährliches Ding. Jedesmal, wenn sich ein zähnefletschender Kopf über den Rand des Hüttenbodens schob, schloß sie genau in die Stirn oder in den geöffneten Mund. Und jedesmal gab es einen Toten. Achtmal hintereinander. Dann war der Ladestreifen leer, und sie wußte, es würde ihr die Zeit fehlen, das Magazin zu füllen.

So schnell sie die Füße trug, eilte sie nach der Hinterwand der Hütte. Hinter ihr aufluden die Nigger herein. Zwar schmetterte Tschu einen von ihnen nieder. Dann durchbohrte ihn ein Duzend Speere; über seine Leiche hinweg trampelten die Schwarzen herein, aber sie fanden das Mädchen nicht und brauchten eine gute Weile, um festzustellen, daß sie das dünne Geflecht der Hüttenwand gerissen hatte und dadurch ins Freie gelangt war.

Andara tobte, Armistead raffte. Aber freilich, aus dem Dorfe zu entkommen war ihr unmöglich. Und wenn gleich, wohin hätte sie sich wenden sollen in der öden Kalahari? Nein, sie war den Mambufuschu verfallen, die sich überallhin verteilten und die Ausgänge dreifach besetzten. Die Trommeln wirbelten ihre geheimnisvollen Signale in die Nacht hinaus, um die Nachbardörfer von dem Vorgefallenen zu verständigen. Andara bedachte nicht, daß auch die Obren Unberufener den Lärm vernahmen und deuten konnten.

Allice war es nicht schwergefallen, die dünne Hinterwand mit ihren Händen auseinanderzubringen und sich auf den Erdboden hinabzulassen. Das geschah in fliegender Eile, während hinter ihr Tschu, der Hottentott, gegen die Mambufuschu kämpfte. Raum fühlte sie festen Boden unter den Füßen, als sie auch schon, dabei einen frischen Ladestreifen in die Pistole schießend, in den Schuß der Schatten flüchtete, die die Hütten warfen.

Dieser Teil des Dorfes war leer. Die Krieger hatten sich an den Brennpunkten des Kampfes, bei dem Wagen und der Hütte, versammelt, die Weiber und Kinder verkrachten sich, wie immer bei solchen Anlässen, im Innern der Behausungen. Selbst die Hunde waren verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neuß, 12. Mai 1935

Das Unmenschenleben.

Immer, wenn der Vollziehungsbeamte wieder einmal dagewesen ist, nehmen sich die Steuerpflichtigen Bürger vor, von nun an pünktlich die Steuern zu bezahlen. Das ist deswegen so naheliegend — ganz abgesehen von moralischen Erwägungen — weil man angesichts der Vollzugs- und Verzugsauflagen immer wieder an zu rechnen beginnt, was man sich nicht allerlei Gutes hätte leisten können, wenn man pünktlich bezahlt hätte, sodaß man erstens keine Zinsen zu zahlen brauchte und zweitens keinen Zuschlag für verspätete Zahlung.

Das Hauptmoment ist bei den vollwertigen Staatsbürgern allerdings das moralische; man kommt sich ordentlich minderwertig vor, daß man fortwährend den Schutz des Staates in Anspruch nimmt, daß man sich fortwährend seiner Einrichtungen und Segnungen erfreut, daß man aber immer wieder den Versuch macht, mit den Steuern und Abgaben im Rückstand zu bleiben, in der stillen Hoffnung, es könnte vielleicht doch heute oder morgen einmal ein Erdbeben das Rathaus oder das Finanzamt mit samt aller Akten verschlingen, oder es könnte einmal plötzlich eine Verfügung irgendwoher kommen, daß von morgen an nun keine Steuern und Abgaben mehr gezahlt zu werden brauchen, und daß man sich dann fürchterlich ärgern würde, wenn man etwas vorzeitig gewesen wäre. Aber auf das Erdbeben kann man lange warten; es wird nie kommen, und wenn es vermeintliche Menschen geben sollte, die darauf warten, so müssen sie endlich einsehen, daß es keinen Sinn hat; außerdem könnte es einmal sein, daß es dem Staat oder Stadt einmal gefallen könnte, einfach dem Steuerverweigerer aus Nachlässigkeit, der eben immer wartet, bis jemand die Klammern holen kommt, den Schutz der Institutionen zu verweigern, die mit den Steuern und Gebühren bestritten werden. Das wäre doch schrecklich, nicht wahr?

Solche Erwägungen haben auch einen Kollegen bei der R.B. („Königliche Volkszeitung“) überfallen; er hat darüber eine reizende Skizze geschrieben, die wir ihm hiermit stellen:

„Eines Tages sprach ich mir, ein anderer Mensch zu werden. Ich wollte meine Steuern von nun an regelmäßig bezahlen. Vielleicht wird sich dabei herausstellen, daß der moralische Gewinn und das Gefühl, ein vollgültiger Staatsbürger zu sein, den kleinen Verlust überwiegt, der sich dabei ergeben könnte. Ein ruhiges Gewissen ist bekanntlich nie zu teuer bezahlt und durch kein anderes Vergnügen zu ersetzen.“

Man wird jetzt verstehen, warum es mich geradezu drängte, meine Verpflichtungen zu erfüllen. Dem aber stellen sich unerwartete Schwierigkeiten entgegen. Ich muß nämlich gestehen, daß ich auf dem Gebiete des Steuerwesens, auf dem es so viele hochangesehene Fachleute gibt, völlig unerfahren bin. Ich habe gelebt wie im Paradies, in dem man keine Paragraphen kennt, und nur ganz dunkel schwante mir etwas von einem Engel mit dem Schwerte, der mich daraus vertreiben könnte. Sollte ich jemals von dem verbotenen Apfel der Steuerfreiheit gegessen und jemals etwas nicht bezahlt haben, so bin ich demnach unschuldig wie ein neugeborenes Kind.

Es ist durchaus nicht so einfach, seinen Dufus auf den Tisch des öffentlichen Wohlergehens zu legen. Um zu bezahlen, muß man erst wissen, ob und was da zu bezahlen ist. Drum las ich in den Zeitungen alle Artikel, die von Steuern handelten, sowohl amtliche als auch private, wissenschaftliche wie volkstümliche. Ich erhob sie zur Lektüre meiner Feierabende und fand eine gewisse Erholung dabei.

Allerdings, mit der persönlichen Anwendung des Gelernten kamen die Zweifel. Die Artikel schienen zu hoch für mein unmaßstabes Gemüt. Ich verstand sie nicht; ich sah mich mit Schrecken in eine Schülerzeit zurückgeworfen, in der ich vergeblich physikalische Gelege wieder und wieder las. Es ergaben sich da gefährliche Lücken in meiner Bildung.

Mit wachsender Furcht studierte ich die Tageszeitungen und Fachblätter. Es waren jene Herren, amtliche wie private, die sich da ebenso sicher bewegten wie auf dem Parkett ihrer Paragraphen. Ihre Artikel brillierten im Glanze römischer und arabischer Ziffern, lächelten zwischen runden und eckigen Klammern, sagten nicht a und b, sondern al und bl, und vervielen auf geheimnisvolle Quellen. Das alles las ich. So weiß ich z. B. heute, was ein Wohnitz ist, nämlich: „Seinen Wohnitz hat jemand dort, wo er eine Wohnung unter Umständen innehat, die darauf schließen lassen, daß er die Wohnung beibehalten und benutzen wird.“

Nach dem Lesen dieser Umstände irrte ich drei Tage umher, weil mir vor lauter Grübeln darüber der Wohnitz entfallen war. Als ich alles rauschte, blieb nur noch eines zu lösen übrig, nämlich die Kardinalfrage: Wessen Steuern sind das nun, die meinen oder die anderen? Nach langen Studien verdichtete sich alles auf die eine, endgültige, das Rätsel lösende Frage: Wer ist steuerpflichtig? — Der Steuer- veranlagte! Wer ist veranlagt? — Die natürliche Person! Wer ist eine natürliche Person? — Einzelne, Einzelstücken und Gesellschaften!

Ich habe vor Steuerfachleuten eine unheimliche Ehrfurcht. Sie sind Uebermenschen! Oh, wie schwer macht man es dem Unveranlagten, zu wissen, ob er nicht dennoch veranlagt ist!“

Ein alter Neuß hat einen Wunsch.

Eigentlich ist das auch schon wieder eine Verdrehung; der „alte Neuß“, der den Wunsch hat, ist aus Bedhoven; es ist Pater Hermann Mengwasser, der drüben in Kansas wirkt; wir haben gelegentlich schon einmal von seinen Aufschritten veröffentlicht, und das wollen wir auch heute noch einmal tun; denn unser Freund, der einer der ältesten, sicher aber der am meisten weit von uns entfernt wohnende Abonnent ist, hat einen Wunsch. Dieser Wunsch ist ein Teil seines letzten Briefes, in dem es u. a. heißt: „...zumal ich ja aus Bedhoven komme; die Rorser und Holzheimer sagten in meiner Jugendzeit „Datt Wadd-hovener Pad hat der Düwel em Sad!“ Ich hoffe allerdings, daß mich der „Düwel“ nicht im Sad hat. So lange ich lebe, werden Sie sie „Omaha Tribune“ (eine deutschsprachige Zeitung, die uns Pater Mengwasser seit Jahren übersendet, und die für uns außerordentlich interessant ist, weil wir sehen, wie sich das Deutschtum auch in Kansas hält. Die Red.) erhalten. Eines möchte ich aber vom „Düwel“ noch wissen. In der Wiese zwischen Erprather Mühle und Erprather Hof bei Bedhoven ist eine Ruine. Als ich noch recht jung war, 5-8 Jahre, waren wir Knaben zu bange, in die Geheimnisse der Ruine einzudringen; denn darin waren nach unserer Meinung Geister und Dämonen. Woher stammt eigentlich die Ruine? Ich habe darüber nie etwas gehört oder gelesen. Ich glaube zwar selbst sterben zu können, ohne es zu wissen, doch habe ich sehr, sehr oft daran gedacht. Ich habe es oft beklaut, daß man sich in meiner Jugend so wenig um die Lokalgeschichte bekümmerte. Wie ist das jetzt doch anders! Sie glauben es kaum, wie ich jeden Artikel in der

„...zumal ich ja aus Bedhoven komme; die Rorser und Holzheimer sagten in meiner Jugendzeit „Datt Wadd-hovener Pad hat der Düwel em Sad!“ Ich hoffe allerdings, daß mich der „Düwel“ nicht im Sad hat. So lange ich lebe, werden Sie sie „Omaha Tribune“ (eine deutschsprachige Zeitung, die uns Pater Mengwasser seit Jahren übersendet, und die für uns außerordentlich interessant ist, weil wir sehen, wie sich das Deutschtum auch in Kansas hält. Die Red.) erhalten. Eines möchte ich aber vom „Düwel“ noch wissen. In der Wiese zwischen Erprather Mühle und Erprather Hof bei Bedhoven ist eine Ruine. Als ich noch recht jung war, 5-8 Jahre, waren wir Knaben zu bange, in die Geheimnisse der Ruine einzudringen; denn darin waren nach unserer Meinung Geister und Dämonen. Woher stammt eigentlich die Ruine? Ich habe darüber nie etwas gehört oder gelesen. Ich glaube zwar selbst sterben zu können, ohne es zu wissen, doch habe ich sehr, sehr oft daran gedacht. Ich habe es oft beklaut, daß man sich in meiner Jugend so wenig um die Lokalgeschichte bekümmerte. Wie ist das jetzt doch anders! Sie glauben es kaum, wie ich jeden Artikel in der

Die Nachtigall.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

Sie war doch sonst ein wildes Kind,
Nun geht sie still in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sonnenhut
und duldet still der Sonne Glut
und weiß nicht, was beginnen.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

H. Storm.

„Neuß-Gredendroicher Zeitung“ geradezu verschlinge, z. B. die Artikel „Um Neuß herum.“ Denn hier gibt es ja keine „Geschichte“...“

Vielleicht kann uns einer von denen, der diese Zeilen liest, etwas über die Erprather Ruine sagen, damit wir unserem älter als 80 Jahre alten Freund, der immer noch in der Seel-sorge tätig ist, seinen Wunsch erfüllen können.

Alles das noch!

In England ist in einer Ausstellung eine absolute Neuigkeit gezeigt worden, eine Neuigkeit, die ihre Folgen haben sollte: das Bettklavier. Es ist, wie es in den Prospekten heißt, als eine Möglichkeit für Kranke und Genesende gedacht, daß diese im Bett klavier spielen können.

Das ist ein guter und heilsamer Gedanke, obwohl Kranke und auch Genesende nur in Ausnahmefällen gerne den Wunsch haben, im Bett klavier zu spielen. Die Sache verhält sich so, daß das eigentliche Klavier am unteren Bettende vor dem Bett angebracht wird, während die Klaviatur verschiebbar ist sowohl in der Höhe als auch in der Richtung nach vorn und hinten.

Die Menschen dieser Erde sind so schlau, daß sie die tollsten Dinge erfinden. Ist die Frage nur offen, ob diese Erfindung nicht doch mehr den Gesunden als den Kranken zugutekommen wird. Aktuell ist die Frage deswegen wohl noch nicht, weil die wenigsten Menschen sich von diesem Instrument sofort ein Exemplar zulegen werden; für den Krankheitsfall oder den Gesundheitsfall müßte allerdings in der Benutzung polizeilicherseits ein Unterschied gemacht werden, denn wir haben ja doch meistens die Wohnung so eingerichtet, daß unser Schlafzimmer irgendwie mit Schlafzimmer des lieben Nächsten räumlich gleichgelagert ist, also Schlafzimmer über Schlafzimmer; und wenn es nun möglich sein wird, daß auch im Schlafzimmer Klavier gespielt werden kann, in gesunden und kranken Tagen, dann wird man sich nicht nur auf einen Jörn gegen solchen Erfinder beschränken wollen, sondern man wird auch alle Kranken in Stadt und Land auf den Knien bitten müssen, doch nicht regelmäßig etwa auf den Gedanken zu kommen, Klavier zu spielen, wenn sie sehr krank sind; denn wahrscheinlich wird doch auch die Qualität des Klavieres unter dem Grade der Krankheit zu leiden haben. Die Begleitmusik zu lebhaften

Leibschmerzen oder zu einem solennen Durchfall würde wahrscheinlich unerträglich sein, während man andererseits auch nicht besonders scharf auf pianistische Leistungen sein wird, die etwa einem von Rheumatismus geplagten Musiker stammen.

Immerhin, wir achten alle, die was erfinden, dazu sind wir verpflichtet.

Düsseldorfer „großartige Idee“.

Nach dem großen „Gerber“ ist eine Idee der Urgebanten von etwas.

Wenn man das so ernst nimmt, wie es im großen „Gerber“ steht, dann müssen wir die Düsseldorfer des Plagiates, der Nachahmung bezichtigen. Doch werden wir deutlicher:

Die Düsseldorfer wollen im Juli anlässlich der Feier ihres 500. Schützenbruderschaftsfestes ein großes Wiedersehen alter Düsseldorfer veranstalten. Das können wir ihnen von Herzen; was wir ihnen nicht gönnen, das ist der Ruhm, als hätten sie diese „Idee“ erfunden. Wir Neuß haben das schon vor Jahren gemacht, zum Schützenfest die „Neuß in der Fremde“ einzuladen, und diese Sache ist in einem größeren Abstand von Jahren dann auch regelmäßig wiederholt worden.

Eigentlich wollte ich also nur in Bescheidenheit feststellen, daß die Neuß also schon vor Jahren so helle waren, wie die Düsseldorfer es heute sind. Diese Feststellung ist von Zeit zu Zeit notwendig; früher haben wir von diesem Nachweis größerer oder mindestens gleichgroßer Helligkeit feuilletonistisch in der Zeitung lange genug gelebt; denn Düsseldorf und Neuß zankten sich mit Begeisterung früher, und es war oft schön und nett, wenn man sich oft wegen einer Kleinigkeit mit Grazie in den Haaren hatte.

Die Anlässe sind seltener geworden; wir Chroniken bebauern das ganz bestimmt; nicht etwa, weil wir uns gerne gezankt hätten, sondern weil es sooft so reizende Anlässe gab, einmal mit Florett zu fechten, ohne daß man sich dabei wehe tat. Infolge unseres besonders ausgeprägten „Bürgerstolzes“ sind wir Neuß ja als besonders empfindlich bekannt, haben wir uns mehr als ein Bein ausgerissen, wenn die Linie 16 uns so schlecht behandelte, wenn die Düsseldorfer immer ein bißchen hochmütig mit uns umgingen, und wir haben immer mit Begeisterung auf Anlässe gewartet, wo wir uns mit der ganz sicher viel hübscheren Nachbarin ein bißchen zanken konnten. Aber diesem Verlust weinen wir doch nur ein klein bißchen nach, weil wir den nun ausgebrochenen Frieden als einen so seltenen und im Grunde erfreulichen Zustand ansehen müssen, daß es ein Mangel an Herz wäre, wenn wir nun unter allen Umständen den alten Kriegszustand mit Düsseldorf wieder herbeiführen würden.

Bei dieser Gelegenheit ist es auch wohl erlaubt, noch einmal nach der weiteren Entwicklung der Neuß „Idee“ zu fragen, die sich damals so stolz „Wiedersehenstag der Neuß in der Fremde“ nannte; er hat damals eine so vielbejubelte Aufnahme gefunden, daß es schade wäre, wenn er wieder einschlafen würde. Aber augenblicklich ruht, so glaube ich, die Vorarbeit für den neuen Wiedersehenstag. Das darf sie nie; das Sammeln von Anschriften, die gelegentliche Herausgabe eines Mitteilungsblattes — meinerwegen auf dem Wege der Zeitung — an die bekannten Adressen, muß eine fortwährende und organisierte Angelegenheit sein, ehe der Faden wieder abreißt, den zu spinnen damals viel Arbeit gemacht hat. Ob man nicht auch für diesen Fall die Heimatfreunde einspannen soll, da das Rathaus ja wahrscheinlich weitestgehende Dinge zu tun hat? An sich hat die Stadtverwaltung ja auch nichts damit zu tun; es ging nur damals so gut über diesen Weg, weil eben das Verbeamte die ersten Unterlagen dafür geschaffen hatte.

Also wenden wir uns einmal wieder an die Heimatfreunde, und wenn die diese schöne und ganz sicher lohnende Angelegenheit in die Hände nehmen würde, sie fördern und pfleglich behandeln, dann hätten die Düsseldorfer mit ihrer „neuen Idee“ die Neuß alte Idee doch sehr erfreulich beeinflusst, und wir hätten beim nächsten — wieder besten und fröhlich organisierten Wiedersehenstag alter Neuß allen Anlaß, den Düsseldorfern über den Fuß hinüber ein freundliches „Danke schön“ zu sagen.

Der süßliche Brief!

„Lieber Herr Diaz!“

Sie haben zwar schon wiederholt in dieser etwas „an-rückigen“ Angelegenheit Ihre Stimme erhoben, aber Sie würden sich den Dank der Neuß Friedhofsbewacher verdienen, wenn Sie die zuständige Stelle noch einmal auf die Verhältnisse der Räume dort hinweisen würden, die meistens eine herbeschnittene Tür haben. So sehr der Friedhof sonst in Ordnung ist, so schlecht sind die diesbezüglichen Verhältnisse, die ich Ihnen nicht mehr zu schildern brauche, die ich Ihnen aber auch nicht gut schildern kann...“

Die Friedhofsverwaltung wird sicherlich zu diesem Schreib-brief etwas zu sagen haben, damit der kleine Schatten, der auf ihrer sonst so oft gelobten und gerühmten Tätigkeit liegt, bald beseitigt werde.

Diaz.

Im Dunkeln.

Er (zu seiner Geliebten): „Wie kommt es, daß deine Briefe an mich so viele orthographische Fehler aufweisen?“
„Ja, Liebster, das kommt daher, weil ich, aus Furcht, von der Mutter dabei ertappt zu werden, die Briefe im Dunkeln schreibe.“

Komm mit mir nach Afrika!

Mit der Druckerpresse nach Südwest

(9. Fortsetzung)

Von Karl Ey

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

Sofetifette im Njassa-See

Wie gesagt: Dilem „King“ hätte weder eine Revolverin noch ein Gigolo in vollem Maße imponieren können — höchstens ein echter afrikanischer Menschenfresser. So war es kein Wunder, daß Dolly nicht zu den Schwarzen gehörte, die, wie Kinder, alles sofort haben wollen, was sie an den weißen Besuchern sehen.

Anscheinend war King Dolly auf diesen durchaus unafrikanischen Charakterzug auch recht stolz. Bei meinem ersten Besuch sagte er zu mir mit einer unübertrefflichen Offenheit, die mich zunächst stark befremdete:

„Ihre Hosen sind schmutzig, Ihre Stiefel sind aus schlechter Affenhaut, Ihr Hemd ist ein alter Fetzen, und Ihr Revolver ist ebenso wertlos wie Ihre Gamaschen.“

Weder waren meine Hosen schmutzig, noch meine Stiefel schlecht, noch mein Hemd ein alter Fetzen, noch mein Revolver wertlos. King Dolly meinte es auch ganz anders. Mit seiner scheinbaren Unhöflichkeit umging er diplomatisch von vornherein die so überaus lästige Buschfette, nach deren ungeschriebenen Gesetz man ein Kleidungsstück oder sonst einen Gegenstand seiner Habe dem Häuptling zum Geschenk anbieten muß, wenn er es lobt.

Nach einer Woche, als ich bereits zum Ausbruch drängte und wir unseren Bootstank aus dem Vorrat des King frisch gefüllt hatten, traf es sich aber doch, daß der König ein Loblied anhub.

Da es in dieser Nacht reichlich kalt war, erschien ich bei unserer Kartenpartie in jener reich betrieften Uniformjude, die mir einst Pipp in Hamburg verehrt hatte.

„Holly Smoles!“ rief die Majestät hingerissen aus. „Was für eine prachtvolle Jade, Sir! Was für ein wunderbares Kleidungsstück.“

Ich wußte, was die Glode geschlagen hatte, und bot die Jade dem King als Geschenk an.

Davon aber wollte die schwarze Majestät nichts wissen. Dolly zog sich zwar die Jade an, die ihm wie angehängt sah und in der er von der Taille aufwärts wie der Portier eines feudalen Nachtlokals ausah; er bewunderte sich in dem großen Spiegel, klopfte dann aber auf eine Tischglocke, und herein trat sein Minister oder Sekretär, ein ansehnlicher junger Neger, der in Durban die Schule besucht hatte, nahm einen uns unverständlichen Befehl entgegen und verschwand.

Mitten im Kartenspiel kam der junge Minister zurück, reichte, anscheinend unter harter Mißbilligung, seinem Herrn eine auf feinstem Reispapier geschriebene Urkunde und entfernte sich topfschüttelnd in die hinteren Gemächer.

„Einem geschenkten Gaul...“

„Hier“, sagte der King lachend zu mir und warf seine Karten auf den Tisch. „Hier möchte ich Ihnen ein Gegenstück für Ihre Jade überreichen: Eine Schenkungsurkunde für ein Stück Plantagenland unten am See. Bleiben Sie hier, Sir, fiedeln Sie sich an, bauen Sie Tabak oder Kaffee, dann können wir wenigstens jeden Abend Karten spielen.“

Damit drückte er sein Siegel auf das dünne Papier und setzte seinen Daumenabdruck in die Ecke des Bogens. Schreiben konnte die schwarze Majestät leider nicht, aber mit der Ausstellung von Schenkungs- und Nachburtunden wußte sie auf Grund reicher Erfahrungen umzugehen.

Ich steckte das Papier mit einem Dankeschön in meine Brieftasche, ohne mir weiter Gedanken über die wahrhaft königliche Schenkung zu machen — bis mir auf dem Heimweg zum Hofhaus der junge Minister nachgelaufen kam und, noch ganz befüßt über die ungeheure Gnade seines Herrn, flüsternd erklärte, es handle sich um einen Komplex besten Plantagenbodens von der Größe eines anständigen medlenburgischen Rittergutes. Diesen Vergleich machte er nun zwar nicht selbst, aber nach seiner Beschreibung von der Ausdehnung des Landstreifens mußte er durchaus richtig sein.

Trotz des fürstlichen Geschenkes erreichten wir bei dem King, daß er uns für den übernächsten Tag gegen das Versprechen baldiger Rückkehr und Ansiedlung in Huld und Gnade entließ.

Er kaufte Pipp sogar noch dessen restliche Karbidlampen samt Füllmaterial gegen echtes Gold ab. Es waren vier Stücke in der Größe der alten Zwanzigmarkstücke. Tatsächlich waren es deutsche Goldmünzen, denn die Vorderseite zeigte den Umriss eines Elefanten, während die Rückseite die Jahreszahl 1916 trug und die Prägung „Deutsch-Ostafrika — 16 Ruten“ lautete.

Sicher hatten die Münzen einen hohen Sammlerwert, aber Pipp hatte natürlich eine andere Verwendung für sie, als sie sich aufzuheben.

Am Tage vor unserer Abreise nach Salisford nahm ich noch mein neues „Rittergut“ in Augenschein, das etwa sieben Kilometer oberhalb des Dorfes lag. Ein tadellosier Weg führte an einer kleinen Missionschule und einer indischen Händlerstation vorbei dorthin.

In Todesnöten

Unterwegs, keine Stunde von der Ortschaft entfernt, sollte ich ein Erlebnis mit der wilden Tierwelt Afrikas haben, an das ich bis in mein hohes Alter hinein mit einer Mischung von Todesangst und leiser Beschämung zurückdenken werde. Hätte ich „Rante“ bei mir gehabt, so wäre wohl alles anders gekommen, aber den Hund hatte ich dem King geschenkt. Pipp, den ich mitnehmen wollte, war ebenfalls vom King zurückgehalten worden, damit er ihm die Behandlung der Karbidlampen erkläre und irgend etwas am Auto repariere.

So trat ich denn allein durch das Feld. Plötzlich ließ mich ein dumpfes, johlendes Geräusch aufhorchen. Ich blickte mich um, sah ein riesiges Tier unverwandt auf mich

zustrampfen, vergaß vollständig, daß ich einen Revolver in der Hand hatte, rannte in Todesangst zum nächsten Baum und kletterte hinauf.

Gott sei Dank!

Jetzt war ich erst einmal in Sicherheit. Das Tier, ein Raffenbüffel, kam langsam mit blutunterlaufenen Augen näher, kramte die Erde und blieb dann wartend unter dem Baum stehen. Wir schossen alle möglichen Geschossen über die Gefährlichkeit der Raffenbüffel, die von allen Tieren als die wildesten Tiere des schwarzen Kontinents beschrieben werden, durch den Kopf.

Meine Waffe war beim Klettern aus der Tasche gefallen und lag friedlich neben dem Baum. Unverwandt blickte mich der Büffel an. Wie lange sollte um Gottes willen diese Quälerei dauern? Wann würde das Vieh sich wieder in den Busch zurückziehen?

Stunden vergingen. Wozu mein Mut nicht ausreichte, schien dem Dursi und der brennenden Sonne gelingen zu wollen, nämlich mich zum tollkühnen Abstieg zu bewegen.

Die Rettung naht

Zunächst aber verlegte ich mich auf das Rufen und Schreien, um Hilfe herbeizuholen. Aber wie sollte ich plötzlich ein gut bewaffneter Jäger aus der Verjagung auftauchen? Den Eingeborenen mit ihren primitiven Waffen konnte man kaum zumuten, der blutdürstigsten aller afrikanischen Völkern entgegenzutreten.

Ich rief noch einmal, und da — sollte das die Rettung sein?

Ueber das Feld lief ein kleiner, nackter Eingeborener

junger mitten in sein Verderben, um dem fremden Weißen Hilfe zu bringen.

Ich winkte dem Knirps zu, umzukehren und den King zu benachrichtigen, aber der Kleine kam unbeirrt näher. Er trug in der Hand einen großen Stein und schrie mit

etwas zu, was sich wie „All right“ anhörte. Offenbar hatte er in der Missionschule ein wenig Englisch gelernt.

Mein Winken und Wahren nützte nichts. Der Junge kam näher und näher.

Jetzt mußte das Furchtbare geschehen. Ich wollte die Augen schließen, aber der schwarze Knirps rief mir in verständlichem Englisch zu:

„O großer Herr im Baum! Wenn du den Büffel nicht mehr brauchst, dann laß ihn ja fortstreifen!“

„Mach, daß du fortkommst!“ rief ich ihm zu. „Die Bestie fällt dich an.“

Darauf der Knirps:

„Ich darf aber nicht ohne ihn nach Hause kommen, weißer Herr. Die Mutter will ihn mellen.“

Wir war, als hätte mir jemand einen Eimer voll kalten Wassers über den Rücken gegossen. Beschämt kroch ich vom Baum und hieb mir ein paar mal mit der Faust vor die Stirn, da ich wegen des langen Baumklimmens meine Sitzpartie nicht mit dem Stiefel erreichen konnte. Der nackte schwarze Knirps ergriff seine Gerte, hieb dem Tier kräftig über das Hinterbein, so daß es klagend aufmuhnte, und trieb dann die zahme Büffelflocke im Galopp zur Missionsstation.

Die Lust, meine Plantage zu besichtigen, hatte ich verloren. Ich schlich hinter dem Knäblein her und erreichte noch vor der Dämmerung die Ortschaft.

Am Abend legte King Dolly noch unfreiwillig ein Bilaster auf meinen Schred, indem er beim Kartenspiel 43 Schilling an mich verlor, und am nächsten Morgen fuhren wir wohl verproviantiert den See hinunter. Der King hatte uns zu Ehren meinen bunten Treppenrock angelegt. Von unserem Boot wehte die schwarzweißrote Flagge. Die Neger winkten vom Strand aus, der Hund bellte vergnügt, und Pipp und ich waren bester Laune.

(Fortsetzung folgt)

BLICK IN DIE WELT

Herzoperation möglich

In Wien hat ein Arzt das chirurgische Kunststück fertig gebracht, eine Herzoperation mit Erfolg durchzuführen. Ein 17-jähriger Angehöriger, der Selbstmord begehen wollte, brachte nicht mehr. Der Chirurg entfernte die Kugel aus der Herzkammer und vernähte die Wunde. Der Patient ist auf dem Wege der Genesung.

Das große Los

Das große Los der türkischen Staatslotterie, das einen Betrag von fast einer Million Mark repräsentiert, ist vor einiger Zeit gezogen worden. Man wunderte sich, daß sich der Besitzer nicht meldete. Ein Vorterritorietreuer, der sich die Adresse seiner Kunden notiert hatte, stellte den Zuhörer des Loses fest. Der glückliche Gewinner war am Tage zuvor in das Gefängnis von Istanbul eingeliefert worden wegen eines kleinen Diebstahls, den er aus Not begangen hatte.

Redakteur geknallt

In dem mexikanischen Städtchen Aguila Prieta wurde der Redakteur des Lokalblattes wegen einer Falschmeldung von der empörten Menschenmenge geknallt. Er hatte erfahren, daß der Nachbarort für den kommenden Sonntag irgendeine Festlichkeit plane. Da er aber nichts Näheres erfahren konnte, ließ er seiner Phantasie freien Lauf und kündigte ein großes Sportfest an, mit Feuerwerk und allen möglichen Lustbarkeiten. Die Folge war, daß aus der ganzen Umgebung die Bevölkerung zu dem Fest herbeiströmte. In Wirklichkeit aber wurde nur eine kleine Feuerwerkbrühe abgefeuert, von den versprochenen Attraktionen war nichts zu entdecken. Die mühenenden Leute verprügelten den Redakteur, der unvorsichtigerweise auch erschienen war, so heftig, daß er an seinen Verletzungen starb.

Schminte für Polizei verboten

Die 150 weiblichen Schupleute der Stadt New York haben dem Polizeipräsidenten schon öfter ernste Sorgen bereitet. Jetzt hat er einen strengen Befehl herausgegeben, daß die Polizeibeamtinnen sich während des Dienstes weder schminken noch pudern dürfen. Ebenso ist ihnen jede private Unterhaltung während des Dienstes mit dem Publikum untersagt.

Gehzetterei auf den Vulkan

Eine unliebliche Ueberraschung erlebte ein junges Hochgeizpärchen, das den halberlöschten Vulkan Sulpharata bei Neapel besuchte. Während des Rundganges um den düsteren Krater, gerade als man den schaurigen Erzählungen des Führers lauschte, der von all dem Unheil berichtete, das der Vulkan launisch und plötzlich über die anliegenden Dörfer gebracht hatte, fing es plötzlich unter den Füßen der drei an zu grohlen und zu donnern, ein weiter Spalt tat sich vor ihnen auf und eine Fontäne von siedendem Schlamm und Geröll stieg wie ein wilder Protest gegen die läche Nachrede in die Höhe. Entsetzt flüchteten die Besucher, und es gelang ihnen, unbeschädigt in Sicherheit zu kommen. Einige Stunden später wurde das Bereich des Kraters für den Besuch gesperrt.

Ein Diamant der Zarin Katharina

Ein herrlicher Rota-Diamant, aus dem Besitz der russischen Zarin wird augenblicklich auf dem Londoner Juwelmarkt zum Kauf angeboten. Der Diamant wiegt 14 Karat; er ist der schönste Diamant von Rots-Färbung, der bisher entdeckt wurde.

Das einzigartige Schmuckstück ist ein Geschenk des Schahs von Persien an die russische Zarin Katharina. Nach dem Sturz des Zarismus wurde der Diamant von der Großfürstin Michailowa nach London gebracht.

40 Jahre im Bett verfrachten

In Rochester ist der sechzigjährige Henry Plumper gestorben, der seit seinem zwanzigsten Lebensjahr sein Leben im Bett zugebracht hat, ohne krank zu sein. Als Jüngling schwor er seiner Angebeteten, aus der Welt zu verschwinden, wenn sie ihn nicht erhöhe. Die grauame Schöne heiratete aber einen anderen und der gekränkte Plumper machte seine Drohung wahr. Er nahm sich zwar nicht das Leben, aber er verfrachtete dennoch, indem er sich ins Bett verfrachtete. Er hat seinen Voratz bis ans Lebensende durchgehalten.

400 Jahre Prozeß

Es war im Jahre 1580, als der polnische Baron Vent Hard und seine Güter einem kirchlichen Orden hinterließ. Seitdem ist der Besitztitel dieser Erbschaft noch keine zwanzig Jahre ruhig in einer Hand geblieben. Zwischen echten und vermeintlichen Erben, zwischen Verwaltern und Gläubigern konnte fast vierhundert Jahre lang keine Klarheit geschaffen werden. Nachdem man vor zehn Jahren die Sache nun für geordnet hielt, erhebt jetzt der polnische Staat Ansprüche, und der Prozeß wird nun in Warschau von neuem wieder aufgerollt.

Die Keller sind mit Gold gefüllt

Die unterirdischen Tresoranlagen der Bank von Frankreich sind jetzt so angefüllt mit Gold, daß neuer Platz geschaffen werden muß. Bis zum Ausbau dieser Pariser Keller wird der weitere Goldbesitz in den gleichfalls bomben- und feuergefährlichen Tresoranlagen der Staatsbank in der Provinz untergebracht. Nicht weniger als zehn Milliarden liegen in den Kellern der Pariser Bank, deren Anhäufung hier einen Zentralknoten der Schwierigkeiten bildet, die die Wirtschaft des Weltmarktes bedrücken.

Wie schnell fliegen wir morgen?

Ueber die künftigen Geschwindigkeiten der Flugzeuge stellt „Hommie Libre“ Betrachtungen an. Vor drei bis vier Jahren, so meint das Blatt, haben 170 bis 180 Kilometer Geschwindigkeit als das Höchstmögliche gegolten, was das beste Flugzeug leisten konnte. Heute ist es die mittlere Geschwindigkeit für ein Verkehrsflugzeug. Die neuen amerikanischen Lockheed-Maschinen befördern heute durchschnittlich 10 Fluggäste mit einer Geschwindigkeit von mehr als 300 Stundenkilometern im Durchschnitt. Auch die Fokker, die Wibaut- und die Dewoitine-Maschinen haben ähnliche Geschwindigkeiten erzielt. Auch die Wasserflugzeuge, die einige Zeit lang in der Entwicklung etwas zurückgeblieben sind, haben jetzt Anteil an der Verbesserung des Flugwesens. Die Sitorli-Maschinen fliegen eine Strecke von 2000 Kilometern mit 35 Passagieren im Stundenumschlag von 242 Kilometern. Betrachtet man die Zukunft des Transatlantikfluges, so ist es kaum zu früh, wenn man behauptet, daß New York in 20 Stunden von Paris erreicht werden kann. Dabei ist die Entwicklung des Stratosphärenfluges, wo man wohl 1000 Kilometer in der Stunde erzielen wird, ganz außer acht gelassen.

MODE UND HEIM

Patrouillen um den Speisezettel

Nächtliche Inspektion. — Wird die Wurst schwarz?

Kilometerlang rollen die Güterwagen mit den schimmernden Milchkannen beim Morgengrauen in die Großstadt hinein. Reiben von Lastautos bringen den täglichen, nach Millionen Stück zählenden Eierbedarf in die Reichshauptstadt. Die nächtlicherweise gefangenen Seefische sind am frühen Morgen schon in Eis abgepackt. In den Stadtteilen einzufließen. Memise, Witter, die täglichen Marktseiten für die Millionen rollen schon auf Schienen und Pneu heran, ehe die Sonne aufgeht, vorbei an den Augen und den Melodien der Beamten, die dafür zu sorgen haben, daß sämtliche Lebensmittel einwandfreie Qualität aufweisen.

In Autos lagern die Kontrollstreifen der Gewerbeinspektion durch die Straßen. Die Stadt liegt noch im tiefen Schlaf. An den vielen hundert Meter langen Verlade- und Abfuhrwegen überwachen die Gewerbeinspektoren die einlaufenden Frachten an Schinken, Strohproben werden gemacht. Die Plomben an den Milchkannen werden durchgeschnitten, ein Glas Milch gefüllt, die hineingeschüttete Milchprobe zeigt in wenigen Minuten den Qualitätsgrad an. 17 Grad ist außer Durchschnitt, zwischen 17 und 18 Grad zeigt die Milch an, daß sie entrahmt wurde, und zwischen 13 und 14 Grad liegt die Erkenntnis, daß hier Wasser zugewandt wurde. Dann fliegen prüfende Mäße auf das Äußere der Kannen — wehe, wenn ein Rostfleck entdeckt wird! Gefäßstreifen werden eingetaucht und Proben nach Soda und Formalin umhergeschickt, diesen Mitteln,

die das Sauerwerden verhindern sollen. Hunderte von Gläsern gehen aus den Großmolkereien — sogar Berlin besitzt 25000 Kühe! — in bakteriologische Labordienste und ihr Milchinhalt wird auf den Gesundheitszustand hin untersucht. Die Abkühlung der Schmelzer, die Sauberkeit der Ställe, alles wird untersucht.

Posten der Gewerbeinspektion stehen an den großen Zufahrtsstraßen. Bauernwagen, die zum Markt oder zur Halle kommen, werden angehalten. Wehe, wenn die Wurstprobe mehr als 16 Prozent Wasser ergibt! Wehe, wenn sich die Eier beim Durchleuchten nicht mehr als ganz frisch erweisen! Wehe, wenn die Wurst sich beim Netupfen mit der geheimnisvollen Tinktur schwarz färbt und damit ihre Fälschung kund tut! Zwischen den Ständen auf den Märkten gehen beobachtende Beamte hin und her, wenden sich plötzlich einem Stand zu, aus dem sanft anfliegende Käsestücke prallen, die ein Schildchen als „vollwert“ bezeichnet — eine lange dünne Nadel, die eine Probe aus der Masse heraus, eine schnelle Untersuchung ergibt, daß an „vollwert“ immerhin noch 3 Prozent fehlen, und das Schild verschwindet. Preis und Qualität wird verfallen, alles geschieht unauffällig und schnell, fließt sich reibungslos ab. Meistens und Waagen werden ebenso wie die Hohlmaße einer kleinen Prüfung unterzogen.

Wohl der Hausfrau, die auch nur annähernd soviel Gefühl für Qualität entwickelt wie diese Beamten, die für den Wagen von Millionen zu sorgen haben!

Dapier im Krankenzimmer

Wir machen es uns bequem und haben Zeit.

Krankenspflege ist niemals leicht, selbst nicht bei den geliebtesten Patienten. Sie erfordert ständig unsere Aufmerksamkeit und stößt trotz aller Vereinfachung doch durch ihre besonderen Bedürfnisse der Hausfrau auf den Kopf. Es ist darum notwendig, über alle Möglichkeiten nachzudenken, wie die Arbeit zweckmäßig so eingerichtet wird, daß die Hausfrau ihre guten Nerven und ebenso gute Laune behält.

Es soll heute nicht von all den bewährten und praktischen Apparaten gesprochen werden, die der Hausfrau ihre Arbeit im Krankenzimmer erleichtern, wir wollen heute nur einen Helfer in all seiner Mannigfaltigkeit erwähnen — das Papier. Seine Vielseitigkeit ermöglicht es vor allem, an einer Arbeit zu sparen, die Zeit und Geld kostet, an der Wäsche, an der im Krankenzimmer nicht abgetrennt werden darf. Die Serviette des Kranken, das Deckchen auf dem Tablett, sein Taschentuch sind aus Papier, werden idealerweise erneuert und können gar nicht dazu, Verunreinigungen für Wäsche zu werden, die sich sonst fern in ihnen festsetzen. Wer weiß, welche ange-

nehmener Wäschewechsel mit Papier vorzunehmen ist als mit einem feinen Nachteil? Das Ausziehen des Hemdes bereitet schon Schwierigkeiten genug — man sollte wenigstens das Ausziehen sparen und die Wäsche herunterschleppen, was bei Papier eine Kleinigkeit ist. Eine Papierdecke auf der Bettunterlage ist warm und hygienisch. Zahlreiche Wäschearten gibt es, sich durch Papier an Arbeit zu entlasten, die Praxis zeigt in allen Fällen neue Wege dazu.

Täglich ist die verbrauchte Menge Papier natürlich zu vernichten, aber nicht etwa in den Müllimer zu werfen, sondern zu verbrennen.

Fünfzig Worte Schönheitspflege

Mit Kamm und Bürste. Haarpflege besteht nicht nur in der regelmäßigen Wäsche und dem ständigen Kräftigen des Wurzels. Haar, das gut liegt, schönen Glanz hat und gegen Krankheiten sich wehren soll, verlangt mehr.

Bürsten, aber gegen den Strich, nur mit Vorsicht, bitte! — bedeutet für den Haarboden, den wir ja vor allem pflegen müssen, eine ausgezeichnete Massage, läßt die Haut durchbluten und regt das Wachstum an. Einreibungen mit einem alkohol-

Das Wochenende — über Winter fast bedeutungslos geworden — erreicht mit den ersten, schönen Tagen und verlangt seine eigene bequeme und zweckmäßige Ausrüstung. Das Kleid zum Wochenende hat eine bedeutende Aufgabe. Es soll seiner Trägerin gut stehen, wenn sie mit ihrem Kofferchen zum Bahnhof geht, es soll leicht und luftig sein, aber dann soll es auch wärmen können, denn auf einen schönen Sonnentag ist schon manchmal ein kühler verregener Sonntag gefolgt.

Also bauen wir uns einen Anzug, der mehrere auswechselbare Teile hat: Bluse und Rock werden durch ein Cape vollständig gemacht, bieten Regen und kühlen Wind erfolgreich Trotz im Kofferchen aber liegt noch eine kurze Rockhose, die bei Hitze das Leben erleichtert. Als Stoff wählen wir einen Tweed, Homespun, bunt gemusterten Wollmull oder sonst einen Stoff, der gegen Feuchtigkeit und Flecken abgehärtet ist. Die Bluse besteht klugerweise aus einem leicht waschbaren Jersey, der nicht gebügelt werden braucht.

Launen der Mode

Das Wochenendkleid



An die Mütter!

Von E. W.

Du, die du mich geboren hast, und für mein Sein dein Herzblut gabst hin; du, die du mich verloren hast an dieses Leben, das so lockend schien: für mich hast du geopfert und gelitten, du kanntest Liebe nur und nur Verzehr'n, und schlaflos hast du nachts mit heißen Bitten

gefleht: Laß ihm den Weg zu schwer nicht sein!

Du sandtest nie den Dank, der dir gebührte; Kampf, Mühsal, Erfolg laßt du von fern. Du danktest, wenn das Schicksal zu dir führte

dein Kind noch einmal, fließend dem Herrn. Weißt du nicht, Mutter, daß in diesem Lebensringen

nur du der letzte, fließende Halm bist? Und daß, wenn Tränen mir ins Auge dringen,

allein an deinem Herzen meine Zuflucht ist?

Minute noch erinnern, eine Schachtel aufmachen, ein Spielzeug an einer Schnur heranziehen.

Mit fünf Vierteljahre soll das Kind frei stehen können, einen Beifall verstehen, sein Bild im Spiegel erkennen, mit Unterhülle spielen.

Mit anderthalb Jahren erwartet man, daß das Kind frei geht, auf einen Stuhl klettern kann, Gegenstände nachahmend benennt, sich an ein verlorenes Spielzeug nach einer Viertelstunde noch erinnert, Bantischchen aufeinander türmt.

Im dritten Jahr kann man verlangen, daß das Kind Knöpfe öffnet und verschiedene Gegenstände sortieren kann, von abwesenden Menschen und Dingen spricht, ohne Hilfe darauf kommt, sich einen Schmelz zu holen, um an die zu hoch gehängten Zuckergüssen zu gelangen.

Achtung, Hausfrau!

Weste werden verwendet.

Seitenreste können noch recht dienlich sein, wenn man sie zerbröckelt und in ein Wolltuch einwickelt. Auf diese Weise können sie wie ein ganzes Seitenstück bei Spielzeug beim Baden verbraucht werden.

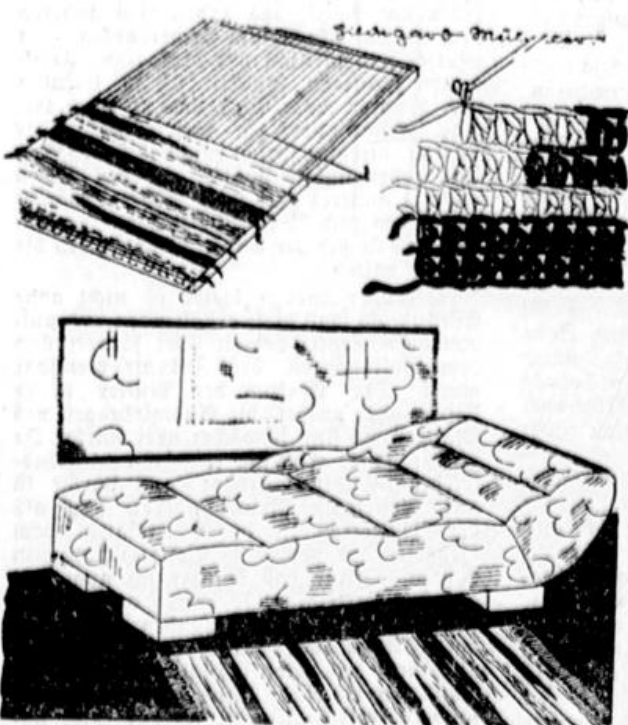
Alten, die zu klein sind, um sie zum Ausbessern zu verwenden, zupft man und füllt mit ihnen Kissenbezüge anstatt mit Kissen. Ein Nachschubbehälter — und sie bilden die schönsten Gartenstühle, die sogar das Draußenbleiben vertrauen können.

Kissenkissen können man zusammen und hat dann ein Mittel, um gebelzte Möbel abzureiben.

Alte Strümpfe, die nicht weiter verwendbar sind, schneidet man der Länge nach in zweifachbreite Streifen. Nicht Röcke daraus und näht diese zu Matten, Teppichen, Kissenbezügen usw. aneinander.

Das praktische Heim

Die Matte im Haus



Die modernen Couches sind entzückend. Aber weniger schön ist es, daß die zarte Tapete hinter ihnen bald unliebsame Spuren der daran gelegten Körper zeigt. Was macht man aber dabei? Man hängt eine Matte auf! Entweder nimmt man dazu den immer beliebtesten werdenden Baststoff, den man bemalen oder mit farbigem (waschbarem!) Bast besticken kann, das ist eine saubere und hygienische Angelegenheit. Oder man verarbeitet die Reste von Seidentrikot (Wäsche, Strumpflängen) dazu, indem man sie zu schmalen Streifen zerschneidet, aneinandernäht, auf Knäule wickelt und zu Matten webt oder häkelt. Die Hauptsache bei der an die Wand gehängten Matte aber ist, daß sie fest auf ihrem Platz bleibt, nicht unregelmäßig angesetzt wird, sich nicht verzieht. Das erreicht man, indem man sich vom Rahmengeschäft oder Fischer zwei Leisten, mindestens drei Zentimeter in der Länge der Matte zurechtschneiden läßt, dann befestigt man die Matte mit Reißnägeln sorgfältig auf der hinteren Leiste, schlägt in die Leiste vier unsichtbare Ösen und hängt sie an festen kurzen Haken auf.

Examen in den Windeln

Kleine Liste von Babys Leistungen. Der Prophet gilt zwar nichts in seinem Vaterlande, um so mehr aber das Baby in der Familie.

Kann es etwas sagen oder tun, was nicht als Zeichen außerordentlicher Begabung, festen Charakters, tiefer Gemütsveranlagung, geheimnisvoller Bedeutung aufzufassen würde? Seine natürlichen Lebensäußerungen rufen Entzückungsbreite bei allen Cuckel und Tanten hervor, Eltern oder gar Großeltern gar nicht mitgerechnet. Kleinkindens Schreien, Lachen, Strampeln, Trinken und Zuckchen scheint geradezu von genialer Begabung zu sein.

Es ist nur natürlich, wenn die Wissenschaft auch hier zweifeln ihre Reize bindest, und mit Weisheit nebst Papier anmerkt, um mit dem eben ans Licht gekommenen Wissen sein Examen anzustellen. Kleinkind hat in einigen tausend Exemplaren dies Examen auch mit sich aufstellen lassen — der Mäcke albi noch — und schult damit das sogenannte „Durchschnitts-Kind“, dessen Leistungen als „normal“ zu gelten haben. Von allen Eltern kann die Liste dieser Fähigkeiten mit den Leistungen ihres eigenen Spröcklings verglichen werden, manchmal zum Vorteil, manchmal zum Nachteil.

Im ersten Lebensmonat soll ein Kind bei der Verührung der Wangen das Köpfchen wenden, beim Umbetten aufhören zu schreien — wenn es nicht gerade Schmerzen hat —, den Kopf in der Bauchlage anheben können.

Mit einem halben Jahr soll das Kind einem bewegten Gegenstand mit dem Blick folgen, mit der Hand danach greifen, sich in der Rückenlage aus den Windeln strampeln können, ein freundliches oder böses Gesicht der Mutter begreifen und wiedererkennen können.

Mit einem Jahr muß sich ein Kind sitzend aufrichten können, muß sich an ein fortgenommenes Spielzeug nach einer

Die unbekannte Mutter

Von Jörg Behler

Der Beder schritt, dieser unsanfte Mahner an das Tagewerk. Vater Anton legt sich brummend noch einmal auf die andere Seite, aber sein treues Gewebe muß aufstehen, so gern es auch noch ruhen möchte.

Das Tagewerk der unbekannten Mutter beginnt. Die kalte Morgenwache muß den letzten Schlaf vertreiben. Dann huscht die Mutter in den Morgenrock. Es klappert die Küchenschür. Ein Griff nach dem Feuerhaken. Ein eingewickeltes Bräutchen hat die Mutter vom Bett geholt. Das Wasser taucht in dem Kessel. Es folgt die heitere Melodie der Kaffeemühle. Durch den Zeitungsschlitz in der Tür schließt ein Vögel die Morgenzeitung. Es ist höchste Zeit, den Milchtopf vor die Tür zu setzen.

Alles geschieht in nimmermüder Gewohnheit von Mutterhand. Kaum ist der Kaffee gemahlen, müssen die beiden kleinen Jungen, Klaus und Jürgen, geweckt werden, damit sie rechtzeitig zur Schule kommen. Auch Vater Anton muß eine letzte Mahnung hören, die er lachend quittiert. Aber schon ist die Mutter wieder in der Küche, greift zum Brot und schneidet die Stullen. Fünf Ruten, ein Mädel, ihr Mann und sie selbst. Das kostet schon ein ganzes Brot zum ersten Frühstück. Der Kessel pfeift. Es ist Zeit, den Kaffee aufzubrühen.

Die Mutter trägt das Frühstück auf, schenkt ein und setzt sich selbst. Kaum hat sie einen Schluck getrunken, kräftet es aus dem Kinderzimmer. Das jüngste Kind ist munter geworden und heischt gebieterisch die Mutter. Sie überhört des Vaters Worte: „Dah es doch ruhig mal schreien“, und hat nicht eher Ruhe, bis das kleinste sauber gewaschen und glücklich froh über die genossene Morgenmilch aus seinen weichen, weißen Rissen lacht. Indes sind die drei letzten Kinder, das fünfjährige Mädel, der vierjährige Adam und der zweijährige Hans munter geworden und toben in den Betten umher, schlagen die beruhigende Rissenschlacht, die den Schreien der Mutter bildet, weil die Bettwäsche entzweigelt. Ein Nachwort muß erst einmal Ruhe schaffen. Da toben die beiden Großen herein, die Schuttmappe auf dem Rücken und einen Abschiedskuß auf den Lippen, und auch der Vater steht mit seiner Manteltasche an der Tür: „Auf Wiedersehen.“ Die Mutter aber hat nur einen Gedanken: „Gibt ihr auch alle euer Frühstück mit?“

Ein Augenblick tritt sie ans Fenster und sieht winkend den Jungen nach. Drei hungrige Mäuler sind noch zu klopfen. Die Mutter freut sich, wie das fünfjährige Mädel schon den kleinen Bruder anzusehen versteht. Endlich sind alle fertig. Die Sonne lacht. Die Mutter laßt die Kinder in den Garten spielen, und ist die „Wage“ endlich erst einmal los. Noch einmal legt sie sich am Kaffeetisch nieder, ein kurzes Ausruhen nur, denn tausend neue, kleine und große Pflichten harren ihrer. Stuben auslegen, Betten machen, Einholen, Kochen und wie die Dinge alle heißen!

Tagaus, tagein das selbe Spiel mit nur wenigen Variationen! Die Nachbarn haben schon öfters kopfschüttelnd gesagt: „Wie sie das nur alles allein schafft.“ Frau Anton aber lacht still in sich hinein: „Wenn sie nur alle gedeihen; ich bin ja doch die Mutter!“

Es ist Nachmittag. Auf dem Tisch liegt ein großer Berg ungekosteter Strümpfe. Das ist nämlich etwas ganz besonderes Schönes, nicht etwa für die Mutter, nein, für die Kinder. Wenn die Mutter Strümpfe kauft, hat sie Zeit zum Erzählen, zum Beantworten von unzähligen Fragen, für Märchen, Spielverse und Lieder. Was der Mensch einmal in seinem Leben wert ist, dankt er diesen stillen Stunden, da ihm die Mutter den Charakter formte, dem Gemüt reiche, gute Nahrung gab. Sie wird nicht müde bei den Fragen der Kinder, und sucht die guten Triebe immer zu färfen.

Kleine und große Sorgen bewegen ihr Herz. Manchmal des Abends hat sie Zeit, mit ihrem Mann alles zu besprechen. So erziehen Mütter, tausend und aber tausend Mütter ihre Kinder, und wir wissen nichts von ihrem Tun, von ihrem stillen unbekannten Heldentum im Alltag. Die Mutter ist die Kraft des Hauses. Wer eine gute Mutter sein eigen nennt, kann nicht schlecht werden.

Wie eine Mutter ewig im Herzen des Kindes lebt, möge ein kleines Erlebnis verdeutlichen. Der Sohn einer guten Mutter ist in Not und Elend geraten. Die Mutter lebt nicht mehr und kann ihm nicht helfen. Not ist eine bittere Versuchung. Da steht der Sohn im Begriff, etwas zu tun, was sich nicht mit der Ehre eines aufrechten Mannes verträgt. Es braucht durchaus kein Verbrechen im Sinne des Gesetzes zu sein, nur eine abwegige Tat, eine Schwäche des Charakters.

Was zögert er noch, den Schritt zu tun? Was quält ihn in seiner Brust? Just, als er auf seine Gedanken kommen wollte, fiel ihm ein altes Weigentied ein, das ihm seine

Mutter immer sang: „Augen der Mütter halten die Nacht, Augen der Liebe, Sonnen der Nacht.“ Da war die Versuchung überwunden. Das Gedenken an seine Mutter wurde zum Gewissen des Mannes.

Unzählige Mütter entwickeln diese höchsten Tugenden ihres Muttertums. Wie dem unbekannten Soldaten, so sollte man der unbekannten Mutter ein ewiges Denkmal setzen. Erhaben ist das Heldentum des Mannes, großartig seine schöpferische Leistung. Kein Weib schrieb je eine Ilias oder einen Faust, keine Frau komponierte je eine „Eroica“, malte ein „Künnstes Ge-

richt wie Michelangelo oder baute einen Kölner Dom; aber was wir am stillen Wirken der Frau kaum bemerken, an dem wir mit selbstverständlicher Achtsamkeit vorübergehen, das leistet tagtäglich die unbekannte Mutter als Beschützerin, Pflegerin und Erzieherin ihrer Kinder, des Geschlechtes, das die Zukunft trägt.

Es sind viele herrliche Worte um das Muttertum und die Mutterliebe geprägt worden, aber noch keiner hat das stille Heldentum des täglichen Schababühens, Sorgens und Quälens der unbekannten Mütter aus dem Volke besungen.



Mutters Sorge ist Mutters Glück.

Foto: Scherl-Bilderdienst

Deutsche Tonmeister und ihre Mütter.

Von Friedrich Herfeld.

Hast alle unsere Helden der Tat und des Geistes erleben in ihrem Erdendwandel eine Stunde, da sie in einem Briefe oder in Worten zu einem naheliegenden ihr ganzes Inneres öffneten, um ihr zartes, unverwundliches Gefühl für ihre Mutter zu bekennen. Sie haben sich wieder spielend auf dem Schoße der Mutter. Das ganze Leben erschien nur wie eine reife Frucht, zu der die Mutter den Samen gelegt hatte.

Die rührendsten Sohnesbekenntnisse offenbarten uns die großen Meister der Tone. Auch ihnen sang die Mutter das erste Weigentied: von ihr erhielten sie die ersten Anweisungen auf den schwarzen und weißen Tasten; sie lernte sie die einfachen Geleise der Harmonie. Aber was anderen Männern als liebes Spiel in späten Lebensjahren zur Erinnerung wurde, das war bei den Tonmeistern der erste Schritt auf jener Bahn, die sie zur Unsterblichkeit führte. Ihnen öffneten diese Unterweisungen das weite Reich des Berufs oder vielmehr der Berufung.

All die Offenbarungen in Tönen, mit denen sie die Mit- und Nachwelt hinstießen, empfanden diese Meister darum als Dank an die Mutter.

Freilich: bei manchen Tonkünstlern muß die Frage nach der Mutter unbeantwortet bleiben, weil keine Kunde von ihr zu uns gedrungen ist. A. S. Bachs Mutter hieß Elisabeth Lämmerhirt. Sie starb, als der kleine Johann Sebastian acht Jahre alt war. Das ist alles, was wir von ihr wissen. Ob der Sohn ebenso wie von seinem Vater auch von ihr musikalische Erbanlagen empfing, ob sie durch die frühe Erziehung sein Weien mitprägte, welches Bild er von ihr gewann, über all das dürfen wir nicht einmal Vermutungen aussprechen. Es ist seinem Zeitgenossen des Meisters eingefallen, alle Tatsachen vom Leben des Thomaskantors zu erörtern und zu sammeln, geschweige denn nach seiner früh verstorbenen Mutter zu fragen.

Aber selbst bei neueren Tonmeistern bleibt das Leben und Wirken der Mutter oft in seltsames Dunkel gehüllt. So wissen

wir von Richard Wagners Mutter aus seinem eigenen Munde nur, daß sie von der Schönheit und Größe der Dichtkunst, Musik und Malerei in feierlichem Tone gesprochen haben soll. Ueber ihre Abstammung machte er selten gewundene Ausführungen, die zu allerlei sonderbaren Vermutungen Anlaß gegeben haben. Von Carl Maria von Webers Mutter wissen wir, daß sie als Kind einmal in Italien war. Sonst schweigen auch hier alle Chroniken. Möglicherweise rann in ihren Adern ein Tropfen französisches Blutes, so wie die Mutter Wunds vielleicht eine Tschedin war. Aber wie unvollkommen entsteht uns mit diesen kurzen Angaben das lebendige Bild dieser Mutter!

Nicht immer fließen die Quellen so spärlich. Je mehr wir von diesen Müttern hören, umso klarer schält sich das Gemeinname heraus, das sie alle verband. Es waren stille Frauen, die durch ihr Dasein, durch ihr Dabeisein das unzerstörbare Band zum großen Sohne flochten. Keist verzehrten sie sich in der Sorge um das äußere Wohl. Sie wollten ihren schaffenden Söhnen die Last des Alltags abnehmen. Dabei ahnten sie höchstens die Größe ihres Kindes. Keine dieser Mütter konnte ihrem großen Sohn Kameradin oder Wegbereiterin sein. Keine vermochte die überzeitliche Größe des Sohnes zu weisagen. Eine Frau hat Goethe oder eine Henriette Feuerbach sucht man unter diesen Frauen vergebens!

Die Stiefmutter des liederreichen Schubert flehte ihrem Franzel bisweilen ein paar Groschen zu. Wie sollte sie ihm auch sonst helfen? Schumanns Mutter widmete sich fast allzu zärtlich der Erziehung ihres Lieblingssohnes Robert. Aber seine tiefe Verbundenheit mit der geliebten Mutter fühlte sie nicht und mußte ihm darum mit der Nötigung, Jura zu studieren, viel schwere Stunden bereiten.

Wie falsch wäre es dennoch, wenn man glauben wollte, die Mütter hätten im Leben unserer Tonmeister nicht allzu viel bedeutet! Denn dann würden all diese Männer von

jener furchtbaren Stunde überrascht, die ihr Leben zu zerreißen drohte und die es bis zur Wurzel aufrührte: jene Stunde, da der Tod der Mutter miterlebt oder durch Berichte erfahren werden mußte. Hier brechen die erschütterndsten Klagen aus. Nun standen sie verlassen vom Besten, das sie an diese Erde band.

Als Beethoven die Nachricht vom baldigen Tode seiner Mutter empfing, eilte er von Wien nach Bonn und stieß an ihrem Sarge die ergreifenden Worte aus: „Oh, wer war glücklicher als ich, da ich noch den süßen Namen Mutter aussprechen konnte!“ Mozart trug, allein in dem großen Paris, seine Mutter auf den stillen Friedhof von St. Eustache. Als er die Feder zum Schreiben wieder ergriff, zeichnete seine fliegende Hand auf einem einfachen Notenblatt die qualvoll zerrissenen Mißlänge der großen a-moll-Sonate auf. In dem rollenden Oboen-tremolo erscheint noch der Trommelwirbel des Todeszuges nachzuliegen. Sándor eilt aus London herbei, um seiner Mutter in der Todesstunde beistehen zu können. Jede Stunde an ihrem Todeslager schien ihm kostbar. Er schlug darum sogar die lange nachgeachtete Begegnung mit F. S. Bach aus, so daß sich diese beiden größten Geister der Musik in ihrer Zeit nie kennen gelernt haben. Als Brahms die Nachricht vom Tode seiner Mutter empfing, hatte, ging er an den Flügel und verlor in die jenseitigen Klänge der Goldberg-Variationen von Bach, die er über alles liebte. Auch alle anderen großen Tonmeister erlebten diesen Wendepunkt ihres Lebens besonders innerlich und schicksalhaft.

Darum haben auch unter allen großen Geistern unseres Volkes die Tonkünstler die schönsten Worte gefunden, die sich zum Preise der Mutter sagen lassen. In ihnen klingt am reinsten alle Zärtlichkeit und kraftspendende Erinnerung eines starken Muttergefühles wider.

Eine Mutter spricht

Von Eva Schwandt.

Es ist ein schöner Brauch, der da verlangt, daß der Geehrte an seinem Ehrentage hübsch den Mund halte. Es wird so viel von ihm und über ihn gesprochen, daß er wirklich nichts mehr sagen kann, ganz abgesehen davon, daß er, schon um ein gewisses Gleichgewicht herbeizuführen, sich im Gegensatz zu den Rednern und Schreibern und — gegen sich selbst stellen mußte. Aber dürfen wir heute nicht einmal eine Ausnahme machen? Mütter sprechen ja so wenig von sich selber. Sie wollen es gar nicht, denn Mütter müssen nur immer reden und predigen mit und gegen die kleinen und großen Kinder — ja wohl, auch großen Kinder, die selbstlichen, oder die Männer.

Aber so ein wenig von sich selber sprechen — mein Gott, dürfen oder sollen das die Mütter überhaupt? Noch dazu an einem Tage, an dem so viel von uns gesprochen wird. Wo so viele schöne Worte vom Muttertum formuliert, die vielen schönen Geschichten geschrieben werden, die von dem Opfer, der Verbrennung der Mutter erzählen — wo wir Mütter im Mittelpunkt stehen des Feierns und der Ehrung!

Es ist wahr: Mutter sein ist niemals ein Beruf, sondern eine Berufung, niemals zu erlernen, sondern uns als Teil unseres Selbst gedankt, solange es Frauen und Mütter gibt. Das Muttertum ist nur zu begreifen, damit es sich zu höchsten und schönsten Werten entfalten kann. Diese Entfaltung kann man fördern und man kann sie hemmen; aber man kann sie niemals unterdrücken. Und so hat die Demoralisation der zehn Jahre nach dem Kriege dem Muttertum keinen Schaden zufügen können, im Gegenteil: es blieb ohne Miße und Sprünge, und wenn jene Zeit nicht das ganze deutsche Volk in den Strudel gezogen hat, so ist das neben dem anderen dem ewigen Muttertum zu verdanken. Der Mutter sind ja nicht nur biologische Funktionen zugeordnet, sondern sie ist Erhalterin und Wächterin moralischer und ethischer Gesetze. (Man darf in diesem Falle die Mutter, die hier spricht, nicht mißverstehen. Wir haben unsere Fehler, und den Mann zeichnet anderes aus, wie ja der Schöpfer die Gaben und Verdienste so weise verteilt hat, daß sie sich bei beiden Geschlechtern die Waage halten.)

Selbstverständlich bleibt es nicht ohne Einfluß, ob man diese erhaltenden und aufbauenden Kräfte bemerkt oder fördert und dem Volksganzen, der Zukunft dienbar macht. Der Einfluß der Mutter ist so kleiner oder größer, die Auswirkungen des Muttertums sind schwächer oder stärker. Je größer dieser Einfluß, je stärker die Auswirkungen, desto größer und stärker ist das Geschlecht. Kein anderer Tag als der Muttertag ist daher geeignet, dem Gestalter des neuen Deutschland dafür zu danken, daß er das Muttertum nicht nur aus der Verteidigungsstellung befreit, sondern ihm die großen Aufgaben zugewiesen hat. Die deutsche Mutter ist stolz darauf, nicht stolz aus selbstfüchtigen Motiven, die wohl niemals eine Mutter beherzigen haben, sondern weil sie jetzt wieder aus ihrer unversiegbaren Kraft spenden darf, zum Segen dieser Generation und kommender Geschlechter.

Spielplatz der Jugend

Dreitausend Fliegende Holländer Das „Brack-Büro“ — Rätsel der See — Gesperrie Meere

Nicht Schiffskatastrophen ereigneten sich in den letzten Monaten, acht stolze Schiffe wurden zu Bracks. Fünf von ihnen sind gesunken, eins konnte abgeschleppt werden, zwei aber sind abgetrieben und kamen auf die Liste des „Brack-Büros“ in New York, zu der Reihe von großen und kleinen „Fliegenden Holländern“, den treibenden Bracks der Meere. Rund 1800 treibende Bracks führt das New-Yorker Brack-Büro auf seinen Listen, aber ungefähr dreitausend solcher unheimlichen Seefahrer glaubt man schon zu müssen.

Im Bildguck.

Ein Brack braucht nicht ein beschädigter Schiffsüberrest zu sein, mit gefallenen Masten, schiefstehend oder tiefliegen. Ein Brack, also ein beschädigtes, von seiner Mannschaft verlassen Schiff, kann auf den ersten Blick völlig intakt aussehen, und nur der geübte Blick des Seemanns erkennt herrenlose Schiffe an ihrem schwachen Kurs, an den umschlagenden Segeln, an dem fahlen, rauchlosen Schornstein, an dem Versuch der Seebögel und an verschiedenen anderen Merkmalen. Erst nach einiger Zeit greift die See oft ihre Opfer an, gibt ihm durch den Seegang Schlagseite, reißt Brettern in die Röhre, läßt es endlich tiefliegen.

Wahrhaft gefährlich werden diese Bracks — und darum führt man auch Listen über sie und sucht ständig nach ihnen —, wenn sie voll Wasser gezogen oben unter der Wasseroberfläche treiben, unsichtbar dem suchenden Auge des Seemanns. Das mit voller Kraft darauf zulaufende Schiff wird rettungslos verloren sein. Ein Bündel voll Planken kann schon genügen, wenn es, schnell von der Strömung vorwärtsgerissen, einem ihm entgegenkommenden Schiff gegen die Masten läuft und ein Loch hineinschlägt, durch das das Wasser in den Raum dringt, ehe die Mannschaft überhaupt zur Besinnung kommt.

Nachlos wie der Wilde Jäger . . .

Diese dreitausend wandernden Gefahren der Ozeane, sie bilden den Kern der Sage vom Fliegenden Holländer, dem rastlos die Meere belagerten holländischen Kapitän, von dem man zuerst im 17. Jahrhundert zu munkeln anging. Er soll an einem Karfreitag entgegen aller Gottesfürchtigkeit zu einer Fahrt aufgebrochen sein und ging

am Kap der Guten Hoffnung unter, um samt seinem Brack weiter auf See zu kreuzen, rastlos wie der Wilde Jäger . . . Die Begegnung mit manchem wohlbewachten, aber verlassenem Schiff mag die Veranlassung zu diesem Überglauben gewesen sein. Und warum Schiffe ohne ersichtlichen Grund verlassen werden? Nun, das ist ein Rätsel, das die See immer wieder aufgibt. Manchmal handelt es sich um eine Panik, die ausbrach, dann wieder war es ein Vex, von dem man fürchtete, es würde das Schiff zum Untergang bringen, das aber weniger gefährlich war, als es den Aufseher hatte, manchmal handelt es sich um einen Versicherungsswindel, das heißt, daß sich ein Schiff hoch gegen Verlust versichert war und man es einfach im Stich ließ, um an Land zu befehlen, daß es untergegangen sei, um eine hohe Geldsumme einzustechen.

Bracks werden verhaftet.

Während es früher Englands Pflicht war, die Listen der treibenden Bracks aufzunehmen und diese Gefahren



Zeichnung: Krusch

zu beseitigen, übernahm vor einigen Jahren Amerika diese Pflicht und das „Brack-Büro“ wurde nach New York verlegt. Von hier aus leitet man den Beistandungsriegel gegen treibende Bracks, rechnet ihren Kurs, ihre Fahrtrichtung nach der Strömung aus, in der sie treiben, und warnt die Schiffe vor ihnen. Trifft ein Fahrzeug auf See ein treibendes Brack, so gibt es der nächsten Küstenstation sofort Bescheid, und ein Kanonenboot wird ausgesandt, um das Brack zu sprengen. Nicht immer wird genügend Besatzung vorhanden, nicht immer ausrüstet es wertvolle Bracks abzuschleppen und zu bergen, dann kann es ge-



Zeichnung: Krusch

schicken, daß eine Fahrtrinne gesperrt wird. Das ereignete sich einmal an einer verkehrswichtigen Stelle des Indischen Archipels, wo ein Brack aufzulaufen war und wochenlange Umwege seine Weiterführung durch Sprengung unmöglich machten. In der ersten Passage wäre jedes Schiff aufs äußerste gefährdet gewesen, so erließ man denn den Befehl „Durchfahrt verboten“, und alle Schiffe mußten einen bedeutenden Umweg machen, bis das Hindernis beseitigt war.

Allerlei Wissenwertes.

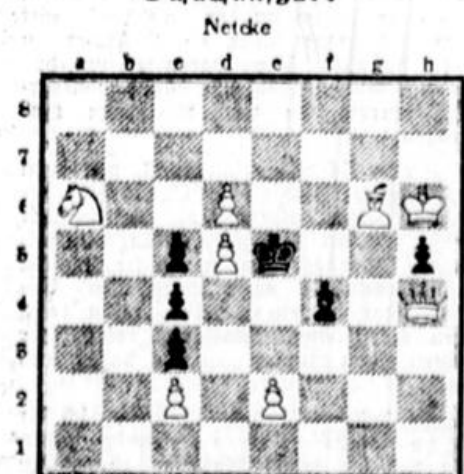
Der unbekannte Schatz.

Als „der verrückte Pereira“ vor einigen Wochen, wie schon so oft, hoffnungsvoll in die Berge der Anden von Peru gezogen war, erwartete man ihn, wie sonst stets, enttäuscht und abgerissen wieder zurückkehren zu sehen. Pereira, den man den Verrückten nannte, glaubte, höhere Kenntnis von dem Vorhandensein eines alten Schatzes zu haben, vermutete aber nie genau den Ort zu bestimmen, wo er mit seinen Nachforschungen einzulegen hatte. Dieser Tage nun traf er in Castrovirreina ein, mit einem Kasten unter dem Arm, lachend, prahlend und berrant sich mit Zulep im ersten Wirtshaus an der Landstraße. Es dauerte nicht lange, und er zeigte den Inhalt seines Kastens triumphierend vor — die Anwesenden starrten mit offenen Mündern: Gold in Barren und Schmuckstücke aus der Inkazeit lagen da in dem Kasten. Pereira hatte den langgesuchten Schatz endlich gefunden! Aber noch in derselben Nacht kam es zu einer Prügelei, ein Messer fand seinen Weg in Pereira's Brust, und die weitere Werbung des Schatzes ist unmöglich geworden — der unglückliche Finder nahm sein Geheimnis mit ins Grab.

Kraft um Schiffe.

Dieser Tage spielte sich eine Gerichtsverhandlung in einer schlichten kleinen Stadt ab, die sich durch ihre Originalität auszeichnet. Es handelt sich um drei Schiffe, die der Besitzer der Aunsburg aus einer alten Vollerkanone abfeuern ließ, um die Geburt eines Stammhalters zu feiern. Mikäilische Nachbarn suchten in diesen Kanonenschüssen einen Grund zum Krieg und setzten den jungen Vater an. Da der Vatter aber nachweisen konnte, daß solche Kanonenschüsse jahrhundertalte Tradition in seinem Hause seien, da die Vollerkanonen nicht unter Waffengewalt stehen und überhaupt nur blind geschossen wurde, lehnte ein einsichtsvoller Gerichtshof die Klage ab und die Zuhörer hatten etwas zu lachen.

Schachaufgabe



Matt in drei Zügen (ein schwieriges Problem)

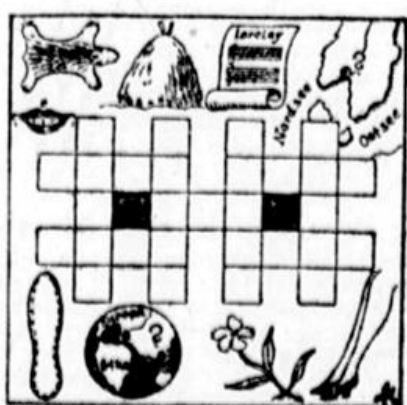
Kontrollstellung: 14 Figuren Weiß (8 Figuren): König h 6, Dame h 4, Springer a 6, Bauer e 2, d 5, f 6, e 2, Laufer g 6. — Schwarz (6 Figuren): König e 5, Bauer c 5, e 4, c 5, f 4, h 5.

Unsere Denksportaufgabe.

Der New-Yorker Kapitän Thomas G. Jefferson wird spät abends aus Chicago angerufen, er solle so schnell wie möglich hinfahren: er könnte dort einen großen Auftrag bekommen. Als er am frühen Morgen seinen Wagen besteigen will, kommt winkend und laufend der Nachfruchtwachter herbeigelaufen: er müsse seinem Herrn noch unbedingt etwas sagen. Angewandt erzählt er, er habe, nachts geräumt, Jefferson bei einem Flugzeuganflug auf schreckliche Art umgekommen. Jefferson fährt mit der Eisenbahn und steht im Zug, das Flugzeug New York-Chicago

sei kurz nach dem Start abgestürzt. Pilot und Passagiere seien zerstreut auf den Trümmern des Apparates hervorgezogen worden. Nach New York zurückgekehrt, entläßt Jefferson seinen Nachwächter. — Warum?

Kreuzworträtsel.



Die in die waagerechten und senkrechten Felder einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Viebertätigkeit.

1. Du hast Diamanten und Perlen.
 2. Wohl dir, wenn du ein Herz gefunden.
 3. Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar.
 4. Deutschland, Deutschland über alles.
 5. Hier hab' ich so manches liebe Mal.
 6. Stell' auf den Tisch die duftenden Nektaren.
 7. Es war, als hätte der Himmel.
 8. Ich wandte in die weite Welt.
- Einem jeden der vorstehenden Viebertätigkeiten entnimmt man ein Wort. Zu einem Satz verbunden, ergeben diese Wörter alsdann einen weiteren Liebesanfang.

Silberrätsel.

Aus den 28 Silben:
an — abe — droh — e — es — aa — an —
— 1 — lat — si — mel — mil — ne — ni —
Pen — ran — re — rum — schup — se — sen —
— ti — ich — tow — rep — tut — wa — wo —
sind 14 weibliche Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben.

1. Ansetz
 2. weiblicher Personenname
 3. Heilswunsch
 4. Zeitraum
 5. Stadt im Rheinland
 6. Stadt in Pommern
 7. musikalische Form
 8. männlicher Personenname
 9. lautes Gerüche
 10. Handelsgegenstand
 11. schattiges Hochland
 12. Seilpflanze
 13. andere Bezeichnung für Bündnis
 14. Partienverhältnis
- Wurden die Wörter richtig geahndet, erraten Anfangs- und Endbuchstaben, beidemal von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort.

Wissenswertes aus voriger Nummer:

Schachaufgabe:

Lösung: Dame e 8 — a 8
1.) . . . K e 4 — f 5; 2.) S g 4 — f 6 t.
K f 5 schlägt S f 6; 3.) D a 8 — h 8 matt.
1.) . . . 4 2.) . . . S e 5; 3.) D a 8 — a 1 matt.
1.) . . . K e 4 — d 3; 2.) . . . 4 3.) . . . 1.) . . . 2.) . . .

Denksportaufgabe

Der an den Untersuchungsgefangenen gerichtete Brief ist so abzufassen, daß jede Silbe einem Reim des Schachbretts entspricht, denn der Brief umfaßt acht Zeilen zu je acht Silben. Vervollständigt man die Silben, die durch e 2 — h 4, e 7 — h 2 und a 1 — b 8 gegeben werden in der Reihenfolge der nachfolgenden Lösung der Schachaufgabe, so ergibt deren Zusammenhang folgende überraschende Mitteilung: Freitag nachmittag drei Uhr bezieht sich die Besuchsstunde.

Silberrätsel

1. Trossel
 2. Ankerpfeil
 3. Stawinsk
 4. Sprellart
 5. Cholera
 6. Abis
 7. Granach
 8. Kaliber
 9. Stachelbeere
 10. Amethist
 11. Varao
 12. Kabe
 13. Ringard
 14. Mase
 15. Mardura
 16. Terezo
 17. Morne
 18. Dado
 19. Charakter
 20. Traite
 21. Das
 22. Schicksal
- nimmt nicht, was es nicht gegeben hat

Kreuzworträtsel

Die Wörter a) von links nach rechts:
1. Rundschrift, 9. Cher, 10. Vex, 11. Gera, 12. Trio, 13. Atom, 14. Gang, 15. Alt, 16. Milt, 17. Itha, 18. Glau, 19. Baum, 20. Saat, 21. Oke, 22. Arrgarten, h) von oben nach unten:
1. Kapa, 2. Ubel, 3. Hero, 4. Fremdwort, 5. Miltier, 6. Vera, 7. Main, 8. Trop, 9. Melt, 10. Har, 11. Saat, 12. Pali, 13. Gule, 14. Amen.

Zum Nachdenken.

Eine Vereinigung von Gismo, Gishir und Viquine ist unmöglich weil es in den nördlichen Polargegenden zwei Gismos und Gishiren, aber keine Viquine, in den südlichen Polargegenden hingegen wohl Viquine, aber weder Gismos noch Gishiren gibt. Ein wirklicher Kenner der Arktis oder der Antarktis hätte niemals einen derartigen Fehler gemacht. Aus diesem Schluß wird es auch wahrscheinlich, daß der gute Vater niemals seine Spur in den Schnee eines der beiden Polargebiete gedrückt hat!

Kleine Dinge von großen Leuten

Baderewitz sah täglich acht Stunden am Klavier. Ununterbrochen liefen seine Finger über die schmalen Tasten.

„Ich verstehe Sie nicht, Meister“, meinte einer. „Sie sind doch eine Größe am Flügel — haben Sie wirklich nötig, täglich so lange und intensiv zu üben? Sie führen ja geradezu das Leben eines Schwerarbeiters.“

Baderewitz lächelte: „Wenn ich einmal einen Tag nicht üben würde, würde ich es bei meinem nächsten Konzert bemerken. Wenn ich zwei Tage nicht übe, wird es bei dem Konzert meine Frau herausfinden. Wenn ich gar drei Tage nicht arbeite, bemerkt es das Publikum. Und wenn ich das Leben eines fatten Künstlers führen möchte, wäre ich bald froh, den Rosten eines Schwerarbeiters, von dem Sie sprachen, erhalten zu können.“

Es war im Jahre 1782. Voltaire war gerade 82 Jahre geworden. Er hörte ein Gespräch. Man fand sein Gesicht häßlich. Voltaire trat unerwartet hinzu:

„Es ist die Rede von meinem Gesicht? Vergessen Sie dabei bitte nicht, daß es schon sehr viel bedeutet, in meinem Alter überhaupt noch ein Gesicht zu haben.“

Man fragte Fontelle, was für ein Unterschied zwischen Gut und Schön sei. Fontelle erwiderte: „Das Gute hat Vorteile nötig. Vom Schönen verlangt man keine.“

Devrient, der große Schauspieler, sah in seinem Garten. Eine Fliege kam. Er schrie sich auf Devrient's Nase. Devrient schlug wütend nach ihr: „Wohl größtentwahnig, was?“

Schwer von Begriff.
Frau Müller, am Telefon: „Fragen Sie doch, bitte, mal Frau Meier, ob sie Lust hätte, mit uns heute Abend in die „Urdine“ zu gehen.“
Anna: „Frau Meier, da fragt jemand, ob Sie Lust hätten, sich heute Abend uff de Schienen zu legen?“

Kellner: „Vorsicht, gnädige Frau, die Suppe ist sehr heiß, ich habe mir eben schon den einen Daumen verbrannt.“

Luzus.
„Dem Meier können wir ruhig das Gehalt kürzen; er lebt viel zu luxuriös.“
„Wieso?“
„Heute mittag habe ich gesehen, wie er sich für zehn Pfennig Schnupftabak kaufte.“

„Kannst du mir nicht deinen Überzieher pumpen?“ — „Ja, aber ich möchte den Pfandzettel haben.“

KUNTERBUNT...!

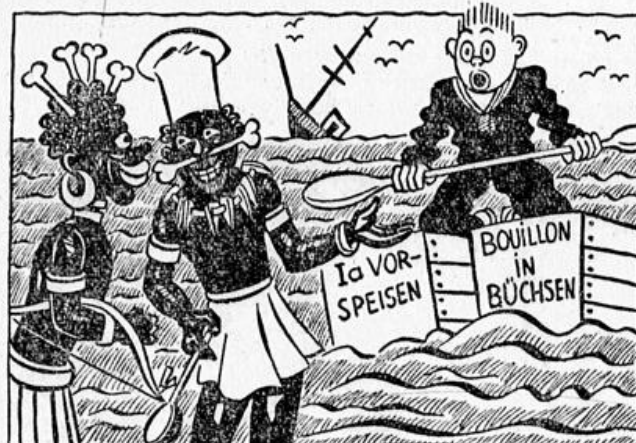
Skizzen, nach der Natur gezeichnet



Wie sich der kleine Moritz Baumf. den vorstellt.



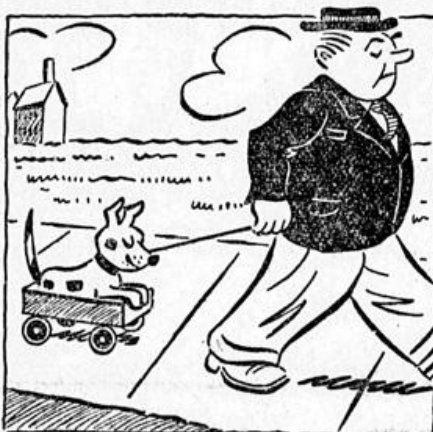
„Seine Angst, Gottchen, weißt du nicht? — Hunde, die bellen, beißen nicht!“
„Ich weiß, Mutti, aber weiß es der Hund?“



Mittagessen mit vier Gängen: „Fabelhaft, Hauptstück, jetzt fehlt uns nur noch der Nachtisch!“



Ein kluger Hund!



Zeichnung: Krusch

Wald Feld und Heide

Bogelwelt im Mai

Das Maikonzert der Vögel ist mit der schönsten Reiz unseres heimatischen Frühlings. Die Klage der Nachtigall, das Abendlied der Amsel, das Flöten des Stabs, das Jubeln der Lerche über Blütenpracht und zartes Grün gibt erst den wahren Zauber der Lenzesstimmung, ein Leben, das wir nach Johanni trotz aller sommerlicher Pracht schmerzhaft vermissen. Zu den besonders auffallenden Vögeln unserer Heimat zählt u. a. der Pirol, auch Pfingstvogel genannt. Leuchtend gelb mit schwarz gezeichneten Flügeln, einem torakentrotten Schnabel und schwarz abgesetztem Schwanz gehört er zu den schönsten Vertretern unserer Vogelwelt. Aber er ist nicht nur schön, er ist auch ein großer Baumeister. Das von ihm verfertigte Nest ist wie ein Korb geflochten und hängt mit zwei seitlichen Henkeln in der Gabel eines Astes. Die Stelle, an der das Nest befestigt wird, ist so gewählt, daß kein Raubtier dorthin gelangen kann. Wenn im allgemeinen sein Nest mit „Ich bin der Pirol“ übersetzt wird, so sagt doch der Volksmund auch von ihm, daß er ruft: „Hier holen, austrinken, mehr holen“ oder „Hast du gefressen, hast du?“ und nannte ihn darum auch Bierbold und Bieroll.

Ein anderer großer Nestbaukünstler, ein winziges Vögelchen dabei, ist unsere zierliche Schwanzmeise, wegen dieses langen dünnen Schwanzes auch „Pfannstiel“ genannt. Das Nest dieser Meise hat die Gestalt eines Eies oder Beutels, oben festlich mit einem kleinen Flugloch, sonst rundum sicher geschlossen. Die sehr dicken Wände sind ungemein schön aus sehr dicken Laubmoosen mit untermischem Insektengepinkel gewebt und dann je nach den Umständen mit einem Überzug aus weichen und gelben Baumflechten, Puppenhäuten, feiner weißer Virenschale usw. versehen,

die geschickt mittels Raupen- und Spinnensiden aufgeflickt sind, so daß sie einem Stück alter Bindenstoffe völlig ähnlich sehen.

Wer möchte im Frühling den Ausdrucksruf entbehren, diesen Propheeten, der so gern nachgeahmt wird, um den sich so viele Vögel versammeln? Wer vermüht nicht den Schwalbentanz, diesen zarten Schrei schleichen der Luft im Blauen? Der bunte Ziegler, der Hänfling, der sich im Winter sein Futter vom Fensterbrett holte, das Rotkehlchen, das unsere winterliche Hege mit Gesang und Insektenfang lockt, sie sind alle unsere Freunde, die mit dagugehören, wenn wir uns des Mai erfreuen.

Der Buschkräuter

Selten werden wir lange im Walde spazierengehen — es mag sein, welche Jahreszeit es will —, ohne das freischwebende rääääsch-rääääsch unseres ebenso schädlichen wie verwegenen Eichelhäbers zu hören. Dieser schöne Buschkräuter versteckt sich auf die mannigfaltigsten musikalischen Leistungen, er gehört zu den nachahmungsflüchtigen Vögeln und kann einen dadurch oft zum Narren halten.

Eine besondere Vorliebe hat er für den Schrei des Bussards und des Habichts, aber er kann auch maulen wie eine Amsel, gackern wie eine Henne, klickern wie der Hausdachs rufen, wie ein Fohlen wiehern, den Dohlen nachspotten; er ahmt ebenfalls die Geräusche nach, die er durch seine nahe Verührung mit dem Forsthaus und dem Bauernhof macht: er quetscht wie eine rostige Stahlfür, macht das Regen der Senze nach, ächzt wie eine Säge... Und bei all diesen Klängen ist er beäugelt auf, gebelastet im Dicksicht, kuckt die Augen halb zu und gibt sich seinen Leistungen hin wie ein echter Virtuose. Tödt man ihn auf, so streicht er mit entrüstetem Schrei ab, dem Wild zur Warnung, dem Jäger zur Mut.

In diesem Vögel fliegt dann dieser tauben-große, bunte Vogel mit seinen schön gezeichneten Schwingen, von denen jeder die blauen, gestupften Federn wohl kennt, zu einem der nächsten Bäume empor, hüpfen rastlos von Zweig zu Zweig, um die Ursache der Störung festzustellen.

Seine Nahrung besteht aus allerlei Getreide, aber um die Frühlingszeit wird er als Nesträuber, Eiertrinker, Mörder der Jungvögel recht schädlich. Johanniskraut, anlagen plündert er in frühen Morgenstunden aus unverschämteste, und durch seinen Samenabwurf macht er sich in den jung angelegten Kulturen beim Forstmann ebenfalls nicht beliebt.

„Für einen Maifäfer einen Pfennig“

Antmann Wohlgebeten war ein guter Naturkenner, und schon im April merkte er, daß sich ein gefährliches Maifäferjahr vorbereite. Lange ging er mit sich zu Rate, wie er es der bäuerlichen Bevölkerung beibringen sollte, daß sich alle zum Kampf gegen diese drohende Landplage zusammen-tun müßten.

Am anderen Tage, kurz nach Sonnenuntergang, als die Bauern die Feiertagsruhe auf den Wäldern vor ihrem Haus, unter der Linde oder im Wirtshaus bei einem Schoppen genossen, ging der alte Meis herum, seine Glocke schwingend und die neueste Verordnung ausrundernd. Alles horchte auf, wunderte sich, schüttelte den Kopf, lachte dann aber zufrieden, denn Meis verkündete, daß jedermann Maifäfer sammeln sollte, in Eimern, in Büten, in Körben und sie dann auf dem Amt abliefern sollte, wo der Amtmann für einen Maifäfer einen Pfennig zu zahlen gewillt sei. Das habe zu geschehen, damit der drohenden Landplage schnell und gründlich abgeholfen werde...

Amtmann Wohlgebeten kannte seine Leute wirklich. Über die drohende Land-

plage, die er voraussehen wollte, zuckten sie die Achseln. Aber der Pfennig für den Maifäfer lockte. Und so zogen denn am anderen Tage alt und jung mit Sammelgefäßen ins Freie, um erst am Abend schwer beladen mit der eingefangenen Landplage wiederzukehren. In keinem Obstgarten, auf keinem Baum an der Landstraße, auf keiner Hecke war mehr ein Maifäfer zu finden, die Weinberge waren frei von den kleinen braunen Käfern, aber zehnerweise wurden sie zum Amtmann hingetragen.

Als alle sich erwartungsvoll vor dem Amtshaus versammelt hatten, da trat der Amtmann vor, überfah die Reihen der Gefäße, die mit Maifäfern gefüllt und mit Tüchern zugedeckt waren, blickte in die sonnenverbrannten, erwartungsvollen Gesichter, trat zu einem Kind, nahm aus dessen Korb einen Maifäfer, reichte der Kleinen einen blanken Pfennig dafür und sprach:

„Ich habe versprochen, daß ich für einen Maifäfer einen Pfennig zahle, nicht daß ich jeden Maifäfer zu diesem Preis kaufe. Hier ist ein Pfennig für einen Maifäfer. Wenn ich euch nun damit enttäusche, so schämt euch. Denn dieser Dienst an der Wohlfahrt des Landes und zu eurem eigenen Besten mußte euch mit List abgeloct werden, da ihr sonst zu kurz-sichtig wäret, einen Tag Arbeit zu opfern. Glaubt aber nicht, daß ihr unbelohnt bleiben sollt. Seht euch im Sommer und Herbst eure Obstbäume, eure Hecken, eure Weinberge, eure Beerensträucher an — dort werdet ihr die Belohnung finden, um die ihr jetzt gekommen zu sein vermeint...“

Die Männer und Frauen, die zuerst voll Born aufstahren wollten, sahen zu Boden, sahen die Mengen von gefüllten kleinen Gefäßen an, die sie hier beisammen hatten, sahen den Schaden, den sie in einigen Wochen angerichtet haben würden — und wurden anderer Meinung. Sie dankten dem Amtmann, dann gruben sie tiefe Senken, schütteten die Insekten hinein, gestampften sie, schütteten fest zu, brückten dem Amtmann die Hand und gingen frohgemut nach Hause.

Tristiger Grund.

„Unsern Professoren müssen wir unbedingt entlassen.“

„Was, Herr Veder, unsere beste Kraft?“

„Ja! Er sagte mir nämlich vorhin, daß er in letzter Zeit schreckliche Träume habe und im Schlaf laut spreche. Bismarck plaudert er noch alle unsere Geschäftsgeheimnisse aus.“

Was ist paradox?

Wenn ein Brauereibesitzer auf dem Trockenen und ein Dachbeder in der Pfanne sitzt.

Viel verlangt.

„Ich möchte eine Brille.“

„Nicht gern, Herr Veder, oder Nachsicht?“

„Ja, für beides. Ich möchte sie gebrauchen, um Fische zu fangen und um meinen Gläubigern rechtzeitig aus dem Wege gehen zu können.“

Mac Kinley bekommt einen Brief von seinem Bruder, der vor fünfundsiebenzig Jahren nach Australien ausgewandert ist und nichts weiter von sich hören ließ.

„Was stand denn in dem Brief?“ fragt ein Freund.

„Das kann ich leider nicht sagen, der Brief mußte zurückgehen, weil ich Strafporto zahlen sollte.“

Als Mac Kinley heiratete, traf er drei Tage später einen Freund.

„Was macht die junge Frau?“

„Die ist allein auf der Hochzeitsreise.“

„Donnerwetter, warum denn?“

„Weil es billiger ist.“

Professor (zu seinem Kollegen): „Ach, lieber Freund, freut mich, Sie nach langer Zeit einmal wiederzusehen. Was macht die Frau Gemahlin?“

„Ich bin nicht verheiratet.“

„Ach so! Aber, was ich sagen wollte: wie lange sind Sie denn schon unverheiratet?“